Heimatbeilage

zum

Amtlichen Schulanzeiger des Regierungsbezirks Oberfranken

– Finanziert aus Mitteln der Oberfrankenstiftung –

Bayreuth, im Juni 1982 Nr. 86

Ortsneckereien und Stichelschwänke aus Oberfranken

Teil I
Fränkische Schweiz, Land am Obermain und Regnitzgebiet

Von Georg Schwarz
Hof/Saale

Ich liebe mir den heitern Mann
Am meisten unter meinen Gästen:
Wer sich nicht selbst zum besten haben kann,
Der ist gewiß nicht von den Besten.

Goethe

Inhaltsübersicht

Ortsneckereien und Stichelschwänke aus Oberfranken

Teil I: Fränkische Schweiz, Land am Obermain und Regnitzgebiet

Vorwort

Das vorliegende Büchlein ist entstanden in dem Bestreben, all die Ortsnecknamen des oberfränkischen Raumes und natürlich die Geschichten und Anekdoten drum herum, die im einschlägigen Schriftgut (Schwanksammlungen, Sagenbüchern, geographischen Handbüchern, Heimatbüchern usw.) verstreut zu finden sind, zu sammeln und zu vereinigen. Um den Umfang der Arbeit im gewohnten Rahmen zu halten, konnten die der Studie von Erich Strassner „Fränkischer Volkshumor" entnommenen zahlreichen Ortsnecknamen nur aufgezählt, und nur vereinzelt erläutert werden.
Die Sammlung soll ein „Büchlein der guten Laune" sein. Aus vergnüglicher Spottlust, heiterem Witz und auch einer gehörigen Portion humorvoller Kritik sind die Stichelgeschichten, Schnurren und Anekdoten um Ortsspitznamen geschrieben. Es wimmelt von Schelmen, Narren, Gaunern, Einfältigen und Tölpeln. „Gescheit" sind sie alle, gewitzter als die anderen, mit scharfen Augen für die Schwächen der Mitmenschen und voll lachender Phantasie.
Niemand soll sich an den Stichelnamen ärgern, weder ein Ort noch ein Stand, auch wenn der Neckname zuweilen recht derb anklingt. Neckereien und Derbheiten gehören zu den unabdingbaren Eigenschaften des volkstümlichen Humors.
Die Studie möchte Freude machen. Die Schildbürgerstücklein sollen aber mehr zum *Schmunzeln* als zum lauten Lachen führen. Sie wollen nicht den „lauten Spaß", vielmehr die *stille Freude* über die kleinen und großen Unzulänglichkeiten der Menschen als Orts- und Mitbürger.

Georg *Schwarz*

A

1. Vom Wesen der Ortsneckereien und der Stichelschwänke

Man sagt den Franken nach, sie seien neben anderem auch hintergründig, ein wenig hintersinnig und *spottlustig.* Ihr Witz und ihr trockener Humor in allen Lebenslagen ist allseits bekannt. Sie *hänseln* einander gern, stecken dafür auch selber etwas ein. Die „bewegliche *Unruhe*" ihres Charakters spiegelt sich in der Vorliebe, Bewohnern benachbarter Orte *Spott-* und *Spitznamen* aufzuhängen. Daher kommt es, daß es im oberfränkischen Raume eine Menge solcher *„Beinamen"* (Auch Scherz-, Neck-, Schimpf-, Fopp-, Ulk-, Uz-, Ohn-, Zu-, Über- und Sondernamen genannt) für die Bewohner vieler Ortschaften gibt. Jede Gegend hat Orte, in denen bis auf die heutige Zeit die Erinnerung an lustige Schildbürgertaten wachgeblieben ist. Nachbarliche Mißgunst und Fopperei, schelmische Anspielung auf tatsächliche Vorkommnisse oder auch nur harmlose Neckerei, Veräppelung schufen eben Spitznamen, die mancher Gemeinde jetzt noch anhaften. Ein ganzer Ort trägt aber an seinem Necknamen leichter als der einzelne Mann, der nicht immer den Mut aufbringt, sich auch einmal selber auszulachen. Es sind mancherlei Vorkommnisse, die dazu beitragen können, daß Nachbarorte oder Gemeinden „giftig" aufeinander werden, so mögen verrückte Grenzsteine, entführte Kirchweihbäume und ähnliche „Übeltaten" Anlaß sein. Sicherlich können Foppnamen dazu beitragen, daß Nachbarorte nicht gut aufeinander zu sprechen sind, sich sogar in die Haare geraten.

Klug haben es die Bamberger gemacht, sie packten ihre „Sondernamen" in ein Verslein, das man auch als Kanon singen kann. Dieser Singreim lautet: „Bamberger Hörnla, Gemüs' und Bier, beckt, baut und braut kaner besser als mir! Und unseren Spitznamen den kennt a jeder: Mir senn die Bamberger *„Zwiefltreter"* (Nach A. Schmitt).

2. Einteilung der Ortsnecknamen

Wenn wir die Fülle der Bei- und Übernamen für die oberfränkischen Orte überschauen, so lassen sie sich ihrem Inhalte nach in verschiedene *Gruppen*, wie dies Franz Josef Bronner in seinem bayerischen Schwank- und Schelmenbüchlein tut, einteilen.

Da ist zuerst die Menge der *Necknamen über Schildbürgerstreiche als Wanderstichelschwänke.* Die Schwänke antworten dann meistens auf die Frage, wie der und jener Spottname wohl entstanden ist. Die Schwänke vom Roß- bzw. Eselsei, von den Stier-, Geiß- oder Roßhenkern, von den Kirchen-

schiebern, Stegdehnern, vom entflogenen Zeisig oder Kanarienvogel, vom Mondscheinfang, der verkannten Bärenjagd und ähnliches finden sich nicht nur mehrmals in oberfränkischen Gebieten, sie lassen sich wiederholt im gesamten bayerischen Raume entdecken, ja es gibt Literaturhinweise, die besagen, daß die beliebten, oben genannten Wanderstichelschwänke vom Roßei und anderem in verschiedenen deutschen Landen, so in Württemberg, Baden, Hessen, ja in der Schweiz, in deutsch besiedelten Gegenden Böhmens, in Oberösterreich und Ungarn (Banat) wohl bekannt sind.

Wenn die Schildbürgerstreiche unter den Ortsnecknamen an die Spitze gestellt werden, so geschieht dieser Vorzug wegen ihres hohen Alters und auch wegen ihres häufigen Auftretens. Man kennt sie landauf und landab überall in deutschen Gebieten, und sie wurden und werden einer Reihe von Orten „aufgemutzt", deren Namen geläufig sind, denken wir an Schilda, Krähwinkel, Hirschau, Weilheim, Finsing usw. oder im oberfränkischen Raum an *Plech, Reuth, Küps* oder *Weißenstadt.* Oft genug wurde der Spottname allein so *berühmt,* daß sich um ihn ein ganzer Kranz von neuen Anekdoten bildete, die immer neue Schwänke oder Eigentümlichkeiten der Charaktere, Verkehrtheiten und Blamagen der Gemeindegeschichte entdeckten oder erfanden, die nicht weniger oft aber auch nur aus boshaften Unterstellungen und Verdächtigungen hervorgegangen sind. Das trifft auch auf die obengenannten oberfränkischen Orte zu. Meist werden die „Stücklein" mit dem wirklichen, seltener mit fingierten Ortsnamen erzählt. Die spätere Zeit war mit der Erfindung neuer Schildbürgerstreiche nicht untätig. Man paßte oft eine bereits vorhandene Schwankidee örtlichen Eigentümlichkeiten an. Der Schwank *wanderte.*

Gar manchen Schwänken liegt sicher ein Körnlein wahrer Begebenheit, ein örtlicher Vorfall zugrunde. Die Vorgänge wurden aufgeputzt und aufgebauscht. Sie lassen sich als die Gruppe der *Spitznamen über Vorfälle und Begebenheiten aus dem täglichen Leben* zusammenfassen. Der ganze Umkreis des menschlichen Lebens ist in ihnen eingefangen.

Es gibt *Necknamen, die eine geschichtliche Begebenheit zur Grundlage* haben oder wenigstens aus einer solchen herausgewachsen sind und sich unter Umständen in ein historisches Scheinmäntelchen hüllen.

Nun folgt die große Runde der *Ortsspitznamen geographischer Natur.* Diese Art der Necknamen ist jedenfalls jünger als die vorgenannten Stichelschwänke, erfordern sie doch einen gewissen, geschulten Blick für landschaftliche und wirtschaftliche Verhältnisse, eine Kenntnis über die Heimat hinaus. Dieser ansehnliche Block von Ortsnamen läßt sich in mehrere Abteilungen aufgliedern:

a) Da gibt es Necknamen, die auf die Lage des Ortes, eine landschaftliche Eigentümlichkeit, auf die größere oder geringere Fruchtbarkeit der Gegend oder ähnliche Dinge Bezug nehmen.

b) Manche Scherznamen sprechen die früheren oder jetzigen Erwerbsverhältnisse, die besonderen Industriezweige, die beruflichen Tätigkeiten usw. an. Auch auf Wohlstand oder Armut wird hingewiesen. Es wird in einem Übernamen dem Nachbarort angestrichen, daß sich seine Bauern für die Arbeit mit dem Pfluge keine Pferde leisten können.

c) Eine Reihe von Ohn- Namen gehen auf die Ernährung, gewisse Lieblingsspeisen, bessere oder geringere Lebensführung und dergleichen ein. Neigung zum Alkohol gibt Anlaß zur Bildung von Spottnamen, manchmal scharfer, kritischer, meist aber in freundnachbarlich humorvoller Art.

d) Körpergestalt, Haarfarbe, auch Besonderheiten in der Haar- und Barttracht haben in Ulknamen ihren Niederschlag gefunden.

e) Charaktereigenschaften und Eigentümlichkeiten in Sprache, Sitte und Brauch haben bei der Bildung von Uznamen oft Pate gestanden.

f) Es gibt auch Scherznamen *legendenhafter Natur,* welche sich an die Bibel, an einen Heiligen oder an ein Ereignis religiösen Inhalts anlehnen. Ein Musterbeispiel bietet in unserem Falle der Zuname für die Geutenreuther (Ortschaft Geutenreuth in der Nähe von Weismain), die „die *Sackfundesser"* heißen.

Schöne Seelen mögen sich nicht daran stoßen, daß sich der Ortswitz ziemlich häufig auch mit sehr natürlichen, menschlichen Verrichtungen befaßt, worüber man sonst im persönlichen Leben mit Stillschweigen hinwegzugehen pflegt. Ein gesunder, wenn auch manchmal recht derber Humor war eben die Kraftarznei unserer Alten. Sie besaßen von diesem „seltenen, listigen Kraut" mehr als lieb war, und ihnen saß in dieser Hinsicht der Schalk sehr locker im Nacken. Neckereien und Derbheiten gehören eben zu den unabdingbaren Eigenschaften des volkstümlichen Humors, ohne sie wäre er nicht echt, Bosheit und Hinterhältigkeit freilich sind ihm fremd. Es mag ein Trost sein, daß bei allen Völkern der Erde derartige *„Witze"* eine große Rolle spielen.

Die Liebe des Landvolkes für *Scherz-* und *Neckreimereien* ist bekannt. Oft finden Volkswitz und sprachliches Formgefühl vier- oder mehrzeilige Reime, die wie eine Sage Eigentum einer ganzen Tallandschaft werden, manchmal auch zyklisch (kreisläufig, regelmäßig wiederkehrend) die angeblichen Fehler und Schwächen einer Kette von benachbarten Dörfern und Orten zusammenfassen. Variierte Übertragungen und Wiederholungen beliebter Reime sind auf diesem Gebiete etwas Selbstverständliches. Zahlreiche Beispiele in unserem praktischen Teil zeigen, daß Spottreimketten, Versschwänke früher auch im Oberfränkischen sehr gebräuchlich waren.

3. Vom Vorkommen und Schwinden der Scherznamen

Wir finden im oberfränkischen Raum auffallend viele Schildbürgerschwänke und eine außerordentliche Vorliebe für das Ausmalen spaßhafter Vorfälle. Ein Grund für das häufigere oder seltene Vorkommen von Spitznamen in den einzelnen Gegenden dürfte wohl auch in der verschiedenartigen Besiedlung der Landschaft zu suchen sein. Wo das Volk nicht so dicht beisammen wohnt, wo es Hunderte von Einöden und Weilern gibt, die wenig Verkehr mit den Nachbarorten unterhalten, wird sich wenig Anreiz zum spottlustigen „Reiben" an anderen bieten. Schwere Erwerbsverhältnisse, ein mühsames Werkelleben des Alltags, wohl auch die vielen Drangsale in Kriegen mögen die Lust zum gegenseitigen Necken niedergehalten haben.
Als weiteren Grund für das Schwinden und Absterben der Scherznamen sieht Bronner in dem nachgenannten Umstand: Früher gingen die Bauernburschen eines Dorfes häufig in benachbarte Ortschaften und machten dort im Wirtshaus eine Zeche. Sie setzten sich an einem Tisch zusammen, tranken und sangen ihre eigenen Lieder, um gewissermaßen zu zeigen, daß sie eine „furchtlose Körperschaft" aus einem anderen Ort bilden. Wenn das Bier in die Köpfe stieg, gab es nicht selten Stichelreden zwischen den Einheimischen und den Fremden und ein gegenseitiges Aufziehen mit Ortsspitznamen. Seit dieser Brauch aufgehört hat, sind die Ortsnecknamen in Vergessenheit geraten. Vielerorts können sich nur die Großeltern an die einst sehr gebräuchlichen Spitznamen und ihre Bedeutung erinnern.
Da und dort mögen neue, wenig treffende Necknamen an die Stelle der alten getreten sein, viele Ortsnecknamen jedoch sind verschwunden oder werden gar in der Öffentlichkeit verleugnet, da sie etwas „Intimes, Vertrauliches" für den jeweiligen Ort darstellen.

B

1. Schnurrige Spottnamen und Foppgeschichten aus der Fränkischen Schweiz

Ein besonders ergiebiges Gebiet mit einer großen Zahl heiterer Ortsneckereien ist die *Fränkische Schweiz,* und hier ist es vornehmlich das Tal der Unteren Wiesent zwischen Forchheim und Ebermannstadt. Ja, von den Ortschaften in diesem Landstrich hat fast jede einen eigenen Spitznamen.

Der Reuther „Kuckuck"

Am westlichen Eingang der Fränkischen Schweiz liegt die mit Forchheim zusammengebaute Dorfschaft *Reuth.* Einfältige Taten der Bewohner haben dem Ort den Namen „Das fränkische Schilda" und im besonderen den Zunamen „Die *Kuckuck*" eingebracht. Vor langer Zeit stand in Reuth ein Schloß, das einem Baron von Guck gehörte. Es wurde eines Tages von Feinden niedergebrannt und zerstört. Da zog der Schloßherr in eine andere Gegend. Die Dörfler der Nachbarorte neckten die Reuther fortan: „Guck, guck, wo ist das Reuther Schloß?" So begann es mit ihrem Spitznamen, der wie „Kuckuck" klang.
Die Reuther gehörten zu jenen Menschen, die wohl den Ruf des menschenscheuen Vogels Kuckuck schon vernommen, aber so ein merkwürdiges „Federzweibein" noch nicht gesehen hatten. Eines Tages brachte ein Reuther aus dem Walde einen jungen, lahmenden Vogel mit. Unser Dörfler baute dem Federtier, das niemand kannte, ein hübsches Vogelhäuschen und pflegte es gesund. Wie erschrak er, als eines Morgens der Vogel ein lautes „Kuckuck" hören ließ. Er sinnierte: „Wie kam der Vogel zu dem in Reuth so verhaßten Wort?" Der Schultheiß und die Männer des Dorfes, die herbeigeeilt waren und sich „den gefährlichen Spötter in Federn" besahen, waren außer sich. Ihre Meinung war: Man sollte das Mistvieh totschlagen, ersäufen. Der Dorfschulze empfahl eine viel „härtere Strafe". Der Vogel sollte des Orts verwiesen werden. So geschah es. Der Käfig wurde vor das Dorf gestellt, das Türchen geöffnet, und der davonfliegende Vogel schrie dabei aus Leibeskräften sein schönstes „Kuckuck!" Damit glaubten die Reuther das „arglistige Federvieh" los zu sein.

Wie der Reuther Kuckuck wallfahrten ging

Bald nach dem Erlebnis mit dem Kuckuck begaben sich die als sehr fromme Bauersleute bekannten Reuther wieder einmal auf eine Wallfahrt nach Gößweinstein. Vor dem Kirchgang stiegen sie in zeitiger Frühe auf den nahen

Kreuzberg, um sich von dem oben stehenden alten Kreuz noch einige Holzspreißelein abzuschneiden, denn es bestand der weit verbreitete Glaube, das Beißen in dieses Holz könne Zahnweh stillen. Plötzlich hörte man in der Nähe laut den Ruf „Kuckuck, Kuckuck!" ertönen. Zunächst waren unsere Reuther etwas erschrocken, doch dann sagte einer zum andern: „Habt ihr's gehört? Unser Kuckuck hat sich zu dieser Wallfahrt eingestellt und sie mitgemacht, er hat uns zugerufen." Die Reuther müssen sich nicht nur den Spottnamen „Kuckuck" gefallen lassen, sie werden noch mit anderen Possenstücklein gehänselt. Sie haben aber durch diese humorvollen Begebenheiten, die von dem orginellen Forchheimer Priesterdichter *Hans Jann* gesammelt und dichterisch geformt wurden, *literarischen Ruhm* erworben, denn „den Schilda-Streichen nah verwandt – die Reuther Stücklein sinds genannt." Dichter Jann erzählt in seinem Schelmenbüchlein *„Reuther Stücklein"* drei Dutzend heitere Begebenheiten, die teilweise an Neckgeschichten anderer Orte im fränkischen und bayerischen Raume anklingen. Eine davon soll zur Illustrierung wiedergegeben werden.
Als die Reuther eines Tages ihren Kuckuck auf einem hohen Birnbaum entdeckten, beratschlagten sie, wie sie den Vogel ins Dorf bringen könnten. Einer meinte, man solle den Baum umhauen, ein anderer, ihn ausgraben, dritte wollten den Kuckuck herunterschütteln, wenn er nachts schliefe. Schließlich einigten sie sich auf eine Lösung ungewöhnlicher Art. Da sie ihren Dorfanger seit langem näher beim Orte gehabt hätten, glaubten sie diese Angelegenheit jetzt gleich mit erledigen zu können. Sie schlangen ein Seil um den Baum, banden sämtliche Ochsen und Kühe des Dorfes und sich selber davor, zogen und zerrten, in der Meinung, Anger, Baum und Vogel dem Kirchturm näher zu bringen, bis der Strick riß und der Vogel weg war.

Die Betzensteiner Zeiserlfänger

Einen Vogel hat man mehr als einem Dutzend fränkischer Orte ins Wappen gezaubert und einigen davon einen Necknamen angedreht. Dazu gehört auch das westlich des ausgedehnten Veldensteiner Forstes liegende *Betzenstein*. Die wunderliche Fabel, die man sich erzählt, spielt im 18. Jahrhundert, als die Betzensteiner Burg noch von einem adeligen Pfleger der Reichsstadt Nürnberg besetzt war. Sein hübsches Töchterlein hielt sich einen jungen Zeisig. Der nahm eines Tages durch das offene Käfigtürlein und das ebenfalls geöffnete Fenster des Burgzimmers Reißaus. Der Schmerz des Burgfräuleins über den Verlust war groß. Der Vater eilte wegen dieses Ereignisses ins Rathaus. Dort wußte man schon Bescheid, denn von da aus konnte man den entflohenen Vogel fröhlich zwitschernd auf dem Giebel eines Nachbarhauses sitzen sehen. Der hohe Rat der Stadt ordnete an, rasch alle Tore des

Städtchens zu schließen, damit der Vogel nicht etwa entweichen könne. Der schaute fröhlich zu, wie sich die Tore sperrten, gab sich einen Schwung und flatterte über eines der geschlossenen Tore hinweg. Die Betzensteiner rissen wohl ob der Kühnheit des Zeisigs die Mäuler auf, mußten sich aber gefallen lassen, daß man sie künftig „die *Zeiserlfänger*" hieß.

Die Staffelsteiner „Paß auf!"

Obwohl das freundliche Mainstädtchen *Staffelstein* natürlich nicht in der Fränkischen Schweiz, sondern zu Füßen des Staffelberges im Maintal ruht, soll das ebenfalls um einen Vogel spielende Schildbürgerstücklein, das den Bewohnern einen Spitznamen eingetragen hat, gleich mit erzählt werden. Ein Kanarienvogel war der „Liebling" des dortigen Stadtoberhauptes. Wenn ihm etwas geschieht, leidet die gesamte Bürgerschaft darunter. So war es auch, als eines Morgens der „Kanari" aus dem ans Fenster gestellten, aus Unachtsamkeit geöffneten Käfig entwich. Wegen dieser Flucht wurde die ganze Bevölkerung auf die Beine gebracht. In Eile wurden die Stadttore geschlossen. Die Leute mußten in den Gassen aufpassen, ob sie des arglistigen Vogels nicht gewahr würden. Es war ausgemacht, sich durch den Zuruf „Paß auf!" zu verständigen. Es wurde Nacht, aber kein Vogel ließ sich sehen. Da wurde das Suchen eingestellt. Der Bürgermeister war bitter enttäuscht: „Weiß Gott, der Flüchtling muß einen Ausweg genommen haben, woran wir alle nicht denken!" Der Verständigungsruf „Paß auf!" ist den Staffelsteinern als „Spitznamen" geblieben.

Plecher Neckgeschichten

Es gibt noch einen zweiten Ort im Bereiche der Fränkischen Schweiz, dem von F. J. Bronner, dem Altmeister der Schwänkesammlung im bayerischen Raume, das Prädikat „Das Schilda Oberfrankens" zugelegt worden ist. Es ist der zwischen Betzenstein und Neuhaus a. d. Pegnitz in der südöstlichen Fränkischen Schweiz, recht romantisch zwischen Bergen, Felsen und Wäldern, grünen Fluren und gutem Ackerland am Fuße des aussichtsreichen Gottvaterberges gelegene Marktflecken *Plech.* Der Ort wird zwar nicht mit „B", sondern mit „P" geschrieben, insgemein aber klingt der Name nicht besonders schön. Recht bedenklich sind die komischen Geschichten, die man sich über die Bewohner des Marktes zu erzählen weiß. Den Fremden, die Plech besuchen, um den sauberen Ort kennenzulernen, dabei das gemeindliche Brunnenhaus mit dem tiefen Brunnen besehen, und sich wohl in einem Gasthof den köstlichen Plecher Bauernschinken schmecken lassen, sollte es

auf keinen Fall in den Sinn kommen, etwa nach dem Plecher „Heinsel" zu fragen oder etwas von Brockenfressern, Hotteislern, Bummelhenkern oder Teppichlegern hören zu lassen. Es könnte sonst sein, daß die gemütlichen und fleißigen Plecher ihr anderes, nämlich grimmiges Gesicht zeigen, wobei sie unleidig werden und dann nicht mehr zu genießen sind. Die heiteren Stücklein, die sich die Plecher leisteten, haben sie als eine Art „Hirschauer Helden" bekannt und berühmt gemacht. Drei der Schwänke sollen hier wiedergegeben werden.

Das Plecher „Heinsel"

Den im Wirtshaus zu Plech sitzenden Bauern berichtete ein Bäuerlein aus dem Nachbardorfe, und er wisse dies von seinem Sohn, der ein wandernder Schneider sei und im Reich herumkomme, daß draußen im Lande die Bauern ihre Feldarbeit mit *Rössern* täten und nicht mit Ochsen und Kühen. Als man fragte, was das seien, Rösser, da meinte der Erzähler, sie gehören auch zum lieben Vieh, seien aber größer als dem Bürgermeister sein Stier und hätten mehr Haare am Schwanz als die Weibsleute hierzulande auf ihren Köpfen.
Während dieser Unterhaltung tat sich die Türe auf und herein trat mit heiterem Gruß ein fahrender Geselle, der unterm Arm einen großen, gelben Kürbis trug und damit die Aufmerksamkeit der Bauern auf sich lenkte. Was für ein Ding das sei, fragte der Bürgermeister nach einiger Zeit den auf der Ofenbank sitzenden Fremden, der den Kürbis sorgsam neben sich gelegt hatte. Nach einigem Zögern ließ der Gefragte verlauten, es sei ein *Roß – Ei*. Wie da die Bauern die Mäuler aufrissen und lange Hälse machten! Nun sagte der Bürgermeister, ob das Ei wohl feil sei gegen gutes Geld. Ei, meinte der Geselle, es habe ihm selber einen Batzen gekostet, aber wenn man sich erkenntlich zeige, einen guten Trunk, reichlichen Imbiß und ein bequemes Nachtlager gewähre, könne er das kostbare Stück wohl abtreten. Das wurde mit tausend Freuden zugestanden, der Geselle mußte sich unter die Bauern setzen und unterwies seine Zuhörer, wie man mit dem Roß-Ei umzugehen habe und wie es am besten mit Menschenwärme auszubrüten sei. Erst gegen Mitternacht ging man auseinander, der Bürgermeister nahm das vermeintliche Roß-Ei an sich und verwahrte es daheim im Stroh.
Anderntags, als die Sonne anfing heiß zu scheinen – der Geselle, der die Bauern „geleimt" hatte, war schon längst über alle Berge – zogen die Plecher wie ein Mann auf den Berg hinter dem Dorfe, der Bürgermeister mit dem Roß-Ei voran. Droben wurde das Los geworfen, wie reihum das Ei sollte ausgebrütet werden. Alsbald setzte sich der erste fein säuberlich darauf und ließ sich die Sonne auf den Buckel scheinen. Abends wurde das Ei wieder heimgebracht und warm aufgehoben. Am siebenten Tag hatte der Bürgermeister das Brütegeschäft zu besorgen. Er war ein dicker und schwerer Mann und wie er sich einmal ein wenig fester setzen wollte, da geschah es, daß der Kürbis in seinen Fugen krachte. Voller Freude sprang der Bürgermeister auf, weil er meinte, das Heinsel – so nennt man heutzutage in Plech einen jungen Hengst – wolle auskriechen. Da rollte der Kürbis lustig den Berg hinunter, bis ihn ein Wacholderbusch aufhielt. In diesem Augenblick sprang aus dem Busche ein alter Hase und rannte mit langen Sätzen seitab dem Walde zu. *„Hott, Heinsel, auf Plech eini!"* schrie der Bürgermeister, lief dem Tier nach, bis er es aus den Augen verlor.
So wären die Plecher beinahe zu einem Roß gekommen. Wenn ihnen das auch nicht glückte, so bekamen sie doch für ihren Berg einen guten Namen. Er heißt der *Heinselberg* bis auf den heutigen Tag, und dafür sorgten die „spöttischen" Nachbarorte. Es ist verständlich, daß die Plecher das Wort „Heinsel", das zu einem ihrer Spitznamen geworden ist, nicht gerne hören. Doch zu der erzählten Spottgeschichte kommt „noch ein bißl was anderes dazu".

Die Plecher Fürstenbrücke

Dieser Brückenschwank hängt mit dem Markgrafen von Bayreuth zusammen. Der Landesherr hatte sich zu Besuch angesagt. Der ganze Ort war festlich geschmückt. Gar nicht in das Bild paßte die Baustelle einer neuen Brücke über den Bach. Wenn man in den Ort gelangen wollte, mußte man diesen Zugang nehmen. Dem Bürgermeister des Marktes wurde es siedheiß, wenn er daran dachte, der Herr Markgraf wolle unter Umständen mit seinem Gefolge hoch zu Roß hier den Bach passieren, wo doch die Brücke fehlte. Es war nicht auszudenken, was da werden sollte. Nach einigem Hin und Her fiel dem Gemeindeoberhaupt eine Lösung ein. Er wollte eine provisorische Brücke von einem Ufer zum anderen legen. Dabei sollten zwei Pferde in den Bach gestellt und auf ihren Rücken Bretter gelegt werden. So könne das markgräfliche Gefolge den Bach überqueren. Was befürchtet wurde, traf ein. Der Markgraf begehrte über den Bach zu reiten. Die Pferde im Bach, der großen Last ungewohnt, wurden unruhig, die Bretter auf ihren Rücken verschoben sich, der Landesherr trat ins Leere, und fiel in das dreckige Wasser des Baches. Die Plecher holten ihren durchnäßten Landesherrn zwar aus dem ungewollten Wasserbad gleich wieder heraus, aber der Vorfall war peinlich, sowohl für den Fürsten als auch für die Plecher. Kein Wunder, wenn der Herr Markgraf nachher etwas ungnädig von den Plechern Abschied nahm. Das Ereignis ist aber an den Plechern als „Ortsfopperei" hängen geblieben.

(Nach A. Sieghardt).

Die Plecher Teppichleger

Auch diese Fabel hat mit dem Landesherrn zu tun. Die Verantwortlichen des Marktortes hatten ihr Rathaus heruntertünchen lassen, ein Vorgang, der nicht allzu oft vorkam. Sie luden den Herrn Markgrafen von Bayreuth ein, ihr renoviertes Stadthaus zu besichtigen. Was sie kaum zu erhoffen getrauten, geschah. Der Markgraf gab seine Zusage und kam an einem festgelegten Sommertage mit etlichen Hofherren angefahren. Als gesittete Leute wußten die Plecher, daß es in wohlhabenden Orten üblich sei, Teppiche zu legen, damit auf diesen der hohe Herr von seiner Chaise aus in das Rathaus gehen könnte. In ganz Plech war aber nur ein einziger langer Teppich vorhanden, vier oder fünf derselben wären notwendig gewesen. Doch in dieser Verlegenheit wußte der Schultheiß wie immer Rat und Abhilfe. Der Teppich sollte zunächst an der Aussteigestelle des markgräflichen Wagens ausgelegt werden. Habe der Markgraf den Teppich überschritten, so wolle er sich mit dem Fürsten in ein anregendes, tiefsinniges Gespräch über allerlei schöne Dinge des Ortes, wie etwa den beflaggten Turm, den Rathausgiebel und ähnliches, die man vom Standplatz aus eben sehen könne, einlassen und so diesen ablenken, derweil zwei geschickte Bürger den Teppich behutsam wegziehen und ein Stück weiter vorlegen. So sollte es geschehen bis vor die Türe des Rathauses. Der Hohe Herr sollte die „Täuschung" zu seinen Füßen gar nicht wahrnehmen. Es war so gedacht. Bis zur letzten Teppichumdrehung ging alles gut, dann mußte einer der Teppichbediener wohl in der Aufregung seinen Kopf nicht ganz beisammen gehabt haben, denn in wenigen Metern Entfernung vor dem Rathaus entstand beim letzten Umdrehen eine Verwirrung und ehe sichs der Fürst versah, schwupps, da saß die fürstliche Durchlaucht auf dem Tuch am Boden. Doch die am Teppichlegen beteiligten Bürger erfaßten geistesgegenwärtig schnell gemeinschaftlich das Tuch und trugen ihren Landesherrn auf demselben ehrerbietig ins Rathaus. Der Schultheiß war untröstlich über die Tölpelei und jammerte ob der Blamage des ganzen Ortes. Der hohe Gast aber, der sich in bester Laune befand, machte gute Miene zum bösen Spiel, beruhigte den verwirrten Bürgermeister und trug den biederen Plechern wegen des „Unfalls" nicht das Geringste nach. Freilich mußten sich die Plecher von nun an gefallen lassen, auch die *„Teppichleger"* genannt zu werden.

Die Pottensteiner Eselsklieber

In Pottenstein, dem reizend gelegenen, von Felsenwänden eingeschlossenen Städtchen ist es nicht ratsam, irgendwie etwas von einem Esel zu reden. Dieses Vierbein genießt bei den Bewohnern keinerlei Sympathie. Dabei kann

der Esel gar nichts dafür, schuld sind die Pottensteiner selbst. Sie glaubten ihrem Geißhirten, als er ihnen berichtete, in der Püttlach liege ein Esel. Beherzte Männer liefen mit langen Hakenstangen zum Wasser und wollten das Tier herausholen. Ob es noch lebte oder schon tot war, konnten sie nicht feststellen. Einerlei, der Esel wurde herausgezogen. Als der „Kadaver" am Ufer lag, machten die Pottensteiner große Augen. Statt eines Esels lag ein grauer, rindenloser, morscher Baumstumpf samt Stock und Wurzel vor ihnen. „Saubär mistiger!" schrieen sie den Geißbuben an,„hätt'st deina Augn besser aufgmacht!" Belämmert zogen sie ins Städtchen zurück. (Nach A. Sieghardt). Nach einer anderen Lesart soll sich die Sache wie folgt zugetragen haben: Danach hatte die Püttlach einmal schlimmes Hochwasser geführt. Auf einer Wiese, die man heute noch die Eselswiese nennt, blieb, als sich die Flut verlief, ein hartgefrorener Gegenstand liegen, den die Pottensteiner von ferne für einen begehrenswerten Baumstumpf hielten. Sie rückten deshalb mit Äxten und Keilen hinaus, um den schönen Stock zu klieben. Als sie einige Zeit daran herumhantiert hatten, merkten sie erst, daß der vermeintliche Baumstumpf ein ertrunkener, von der grimmigen Kälte stocksteif gefrorener Müller-esel war. Seit diesem Mißgeschick müssen sich die Pottensteiner mit dem Spottnamen „Esel" oder „Eselsklieber" abfinden. (Nach F. J. Bronner).

Die Riegelsteiner Eselshenker

Eine Eselsgeschichte leisteten sich auch die Bewohner der dicht an der Autobahn Nürnberg-Bayreuth, im welligen Gelände der Frankenalb liegenden Ortschaft *Riegelstein,* die zu einem Spottnamen für sie geführt hat. Der Schulz von Riegelstein hatte einen Esel. Der war ein gelehriges Tier, kannte weit und breit jeden Weg und auch den geheimen Pfad zum Wolfswinkel, einem versteckten Platz im Walde, zu dem die Bürger in Kriegsnot flüchteten. Einmal kamen Kroaten ins Dorf. In eiliger Flucht verließen die Einwohner den Ort. Der Schulze griff seinen Grauschimmel, der gerade im Garten weidete, beim Ohr und zerrte ihn mit sich fort. Doch das Tier schrie aus vollem Halse, schlug hinten aus, machte schleunigst kehrt, und rannte, was es nur laufen konnte, ins Dorf zurück zu den Kroaten. Diese empfingen ihn mit großem Hallo, der schrie ohne Aufhören sein „I - a!", bis einer der Kerle mit teuflischem Grimm rief: „Hü, Grauschimmel, hü!" Da drehte der Esel um und trollte den Weg zurück, den er gekommen war, geradeaus zum Versteck seines Herrn und hintendrein folgte eine Bande Kroaten. Was half alles Jammern und Schreien! Das Feindvolk trieb alle Dörfler erbarmungslos in den Ort zurück und unter Mißhandlungen erpreßte es die Preisgabe der Verstecke für Geld und Gut. Beim Abzug mit dem Beutegut nahmen die Kroaten den Esel mit. Doch zwei

Tage später stellte er sich wieder im heimatlichen Dorfe ein. Das ganze Dorf kam in Aufruhr. Volkswut wollte den Esel erschlagen. Doch der Schulze wehrte ab, es sollte über den „Verräter" ein peinliches Gericht gehalten werden. Man konnte sich lange nicht über die Art der Strafe einigen, bis ein Bauer sprach: „Weil des Schulzen Esel Gemein, Geld und Gut verraten, ist es billig, ihn mit dem Tode zu bestrafen, er soll mit dem Galgen vom Leben zum Tode gebracht werden." So geschah es. Als sie aber den Esel am Galgen hochzogen, streckte er die Zunge aus dem Maule und hinten ließ er etwas fallen. Das empörte die Riegelsteiner über alle Maßen und einer schrie wütend: „Lugt! Lugt! Er bleckt uns die Zunge und wirft uns mit Roßäpfeln." Nun konnten sie ihren Zorn aber nicht mehr bändigen. Sie stürmten den Galgen, rissen den Esel herab und einer schlug ihm mit dem Schwert den Kopf ab. So rächten die Riegelsteiner schnöden Verrat und handelten sich den Spottnamen „die *Eselshenker*" ein.

Die Gößweinsteiner „Schmalzkübler"

Daß man die Gößweinsteiner als „die Schmalzkübler" bezeichnet, ist ein bißl ungerechtfertigt, denn die Ursache dieses Spottnamens erscheint etwas an den Haaren herbeigezogen. Als nämlich, so erzählt man sich, in den ersten Augusttagen des Jahres 1746 Gößweinstein von einer schweren Feuersbrunst heimgesucht wurde, von der auch die Wallfahrtskirche betroffen ward, da hieß es allgemein, der Brand sei durch brennend gewordenes Schmalz ausgebrochen. Das wurde von einem Sachsendorfer, der in der „Krone" beim Bier saß, energisch bestritten. „Des is doch gor net meglich", meinte er,„da wär'n ja 20 Kübl Schmalz notwendig g'wesn, um ein solches Feier herzubringa." Einer von Bösenbirkig antwortete: „Freilich is des meglich, die Gößmanstaner schwimma ja fermlich in Schmolz durch die vielen Wallfahrer. Bei den andern langt's net amoll zum Einbrenna, die Gößmanstaner ober kenna des Schmolz küb'lweis kaf'n." Damit wurde der Diskurs über die Brandursache beendet. Und aus ihm ergab sich der Spitzname für die Bewohner von Gößweinstein: „Die Schmalzkübler". (Nach A. Sieghardt).

Die Ebermannstädter „Hungerleider"

Obwohl sie gar nicht darnach aussehen, bespöttelt man die Ebermannstädter als „Hungerleider". Das heißt in dieser Gegend soviel wie Geizhälse. Die „Ermästodter" haben einmal, so erzählt man sich, an der Kirchweih, wo es doch in der ganzen Welt Überfluß an Speis und Trank gibt und die Menschen

nach gehöriger Sättigung freigebig gestimmt sind, einen durchreisenden Handwerksburschen, der in den Häusern vorsprach, leer ausgehen lassen, sodaß man ihn am Morgen nach der Kirchweih in der Nähe des Rathauses verhungert liegend auffand. Diese Begebenheit wurde von den Nachbarorten zu dem Spottnamen „Hungerleider" ausgewertet. Von den Ebermannstädter Hungerleidern hat sogar der Kommandant einer feindlichen Truppe, die im Schwedenkrieg das Städtchen belagerte, Respekt bekommen. Der wollte nämlich Ebermannstadt aushungern, weil er es mit militärischen Mitteln nicht bezwingen konnte. Als ihm aber bedeutet wurde, daß die Ebermannstädter als Hungerleider Unglaubliches leisten könnten und eher die Schweden verhungern würden, da verzichtete der Kommandant auf Belagerung und Aushungerung des Städtchens und zog mit seinen Soldaten ab. (Nach A. Sieghardt).

Die Breitenbacher „Säustecher"

„Säustecher" sagen die Bewohner von Ebermannstadt zu ihren Nachbarn, den Breitenbachern. Im Grunde genommen ist dies gar kein übler Spitzname, denn wohl dem, der ein „Säula" stechen kann. Bei den Breitenbachern traf dies von jeher zu, aber zu mehr als einem oder zwei „Säula" im Jahr reichte es nicht. Die „Ermastodter" freilich können sich neben der Sau auch noch ein Rind leisten. Sie sind die besser Gestellten und weil sie das sind, deshalb heißen sie die Breitenbacher die „Säustecher". Jetzt trifft das wohl nicht mehr zu, denn die Verhältnisse haben sich inzwischen auch in Breitenbach geändert, deren Bewohner es nun nicht mehr nötig haben, sich von ihren Nachbarn jenseits des Wassergrabens wegen der Säustecherei bemitleiden zu lassen. (Nach A. Sieghardt).

Die Gasseldorfer Haberochsen

Nicht weit entfernt von den Säustechern hausen in Gasseldorf die „Haberochsen", jenem Ort am Eingang des Leinleitertales, aus dem der Erfinder der Frankfurter und Wiener Würstl herstammt, der 1772 geborene Georg Lahner. Auf den großen Viehmärkten zu Ebermannstadt konnte man früher stets besonders starke Ochsen sehen und wenn da zwei solche „Viecher" beisammenstanden, dann sagten die Bauern und Viehhändler: „Das ist ein *Hauptpaar* Ochsen." Die Gasseldorfer wollten auch ihre Fachkenntnisse zum besten geben, taten dies aber so, daß sie statt „Hauptpaar Ochsen"*„Haber-Ochsen"* sagten. Und dieser Name ist ihnen geblieben bis auf den heutigen Tag. (Nach A. Sieghardt).

Die Wiesenthauer „Pfalzgrafen"

Die Bewohner des südwestlich der Ehrenbürg angesiedelten Pfarrdorfes Wiesenthau werden von ihren Nachbarn, besonders den jenseits der Wiesent wohnenden Reuthern, „die Pfalzgrafen" genannt. Und warum wohl? Die Wiesenthauer waren teilweise Handelsleute. Wenn sie auszogen, beantworteten sie die Frage „Wohin?" mit „Fort in die Pfalz". Damit meinten sie die Oberpfalz. Sie machten dort gute Geschäfte und kamen mit prallen Geldbeuteln zurück. Im Sprichwort heißt es: Gibt es etwas Stolzeres als eine volle Tasche? Die zurückgekehrten Wiesenthauer Händler taten nun nichts weniger als bescheiden, im Gegenteil, sie ließen sich Speise und Trank wacker munden und traten im Verhältnis zur übrigen Bevölkerung des Dorfes auf wie *Grafen,* daher der Name *„Pfalzgrafen".*

Die Niedermirsberger „Eulenböck"

In Niedermirsberg (auch in Neuses und Poxstall) sind die „Eulenböck" zuhaus. Das Seitentälchen der Wiesent, der Mühlbach, in dem sie wohnen, war im Schwedenkrieg, wie man glaubt, völlig entvölkert worden. Später soll sich eine besondere Leuteart dort angesiedelt haben. Als äußeres Merkmal der neuen Bewohner galten ihre großen, runden Köpfe, die den der Ohreulen nicht unähnlich gewesen sein sollen. Unter einer Ohreule versteht das Volk den Eulenbock, etwa wie es das gehörnte Schaf Schafbock nennt. Der Vergleich zwischen Eule und Schaf lag deshalb nahe, weil in der Gegend noch bis in das Jahrzehnt nach dem 1. Weltkrieg, teilweise noch länger, eine blühende Schafzucht betrieben wurde. Man betrachtete die Eule mit den „Hörnern" als das Eulenmännchen, als den Bock oder Eulenbock. Die Kopfform der in Niedermirsberg und den beiden obengenannten Nachbardörfern eingewanderten Leute erinnerte die Umwohnenden an die Kopfform der „Eulenböcke" und man benannte die neuen Nachbarn mit diesem Spitznamen. A. Sieghardt illustriert den Necknamen „Eulenböck" mit einer kleinen Begebenheit aus neuerer Zeit und weiß zu berichten: Im übrigen sind die „Mirschberger" kreuzbrave Leute. Als im Frühjahr 1950 aus dem Eulennest am alten Kirchturm eine junge Eule herab und auf das Kirchendach fiel, holten beherzte Männer sofort Stricke und Leitern, kletterten auf das Dach und brachten das erschöpfte junge Eulchen in sein Nest zurück.

Die Unterleinleitner „Pletschen"

Im Leinleitertal hausen in dem Dorfe Unterleinleiter die „Pletschen" (Plätschen). Wie in jedem Dorf buken sich auch die Unterleinleitner Bauern ihr Brot selber. Fast an jedem Bauernhaus stand ein Backofen. Was beim Brotbacken übrigblieb, wurde von einem flachen, scheibenartigen Brotkuchen verarbeitet, der, mit Schmalz bestrichen, mit Salz, Kümmel oder geschnittenen Zwiebeln bestreut, recht gut mundete. Diesen Brotrest hieß man in Unterleinleiter „Pletsch" (placenta = Backkuchen) und die „Laanterer" (Unterleinleitner) nannte man die „Pletschen".

Die Saugendorfer „Klammerlecker"

Die Saugendorfer jenseits des Wiesenttales, auf der Hochfläche über Doos, sind die „Klammerlecker". Ein Saugendorfer hat nämlich einmal in strengster Winterkälte eine eiserne Klammer mit der Zunge beleckt, was zur Folge hatte, daß die Zunge anfror und erst durch warmes Wasser wieder von der eiskalten Klammer befreit werden konnte.

Die Hilpoltsteiner „Brunnenschöpfer"

Den Bürgern des schöngelegenen Ortes Hilpoltstein mit seiner hoch aufragenden Burg war vor Zeiten ihr öffentlicher Brunnen beim oberen Tor einmal sehr verleidet gewesen. Warum wohl das? Der besagte Wasserspender hatte, wie dies bei alten Stadtbrunnen früher nicht selten gewesen sein soll, einen schlechten Ablauf. Sein Grand (Sammeltrog) füllte sich häufig so sehr mit Wasser, daß dieser überlief und den Boden ringsum überschwemmte. Im Sommer hatte das nicht viel zu bedeuten, im Winter aber, wenn das Wasser rasch gefror, da war der Boden um den Trog glitschig. Man konnte leicht ausrutschen und sich durch Fallen Schaden zufügen. In einer großen Ratsversammlung kamen die Stadtväter nach reiflicher Überlegung dahin überein, daß Tag und Nacht etliche Bürger im Winter am Brunnen mit Holzeimern bereitstehen müssen, um das überschüssige Wasser aus dem Trog auszuschöpfen und zum Stadtweiher vor dem Tore hinauszutragen. Und wie beschlossen, so ward es auch ausgeführt. Daß die Tätigkeit auf die Dauer nicht angenehm war, ist begreiflich. Ihr Schildbürgerstreich trug ihnen den Spottnamen „die Brunnenschöpfer" ein.
Noch einen zweiten Neckruf gibt es für die Hilpoltsteiner, nämlich *„Kartoffelklopfer"* und zwar in Hinblick auf den Umstand, daß früher in der Umgebung des Ortes fast nichts als Kartoffeln gebaut wurden, eine Frucht, die auf dem

sandigen Boden der Gegend vorzüglich gedieh und das Hauptnahrungsmittel der Bewohner bildete.

Ein weiteres Bündel Scherznamen aus der Fränkischen Schweiz

In *Heiligenstadt* wohnen „die *Schnecken*" (Schneckenfanger), in *Wohlmannsgesees* die *„Bergschnecken",* in *Aufseß* die *„Kreuzwurzeler",* in *Eschlipp* bei Ebermannstadt die *„Füchs",* in *Störnhof* bei Streitberg die *„Kreuzackerer"* (auch *„Tappen"* genannt), in *Buckenreuth* die *„Ausrührer",* in *Wohlmutshüll* die *„Nachteulen"* in *Kanndorf* die *„Hottentotten"* (die Kanndorfer sollen einmal eine vorbeifahrende Chaise für einen Backtrog gehalten haben). Die *Stüchter* heißen die *„Lahmengöcker",* die *Engelhardsberger* die *„Hadlbauern"* (von Haidel = Buchweizen; es wurde dort viel Buchweizen gebaut), die Einwohner des auf der einsamen Jurahochfläche zwischen Muggendorf und Behringersmühle gelegenen Dorfes *Wölm* die *„Schmierbrenner",* weil sie früher Schmieröl und Wagenschmiere selber in Brennöfen herstellten. Die Bewohner des *Ellertales* titulierte man mit die *„Gasgründer"* (vermutlich hängt der Name mit dem benachbarten Gaisberg zusammen). Die *Gosberger* führen den Namen *„Blähgöcker"* (es hat mit dem Stolz dieser Leute etwas zu tun), die *Pinzberger* belegt man mit dem Spottnamen die *„Groben"* und die *Effeltricher* verspottet man als die *„Versoffenen"*.
Die *Forchheimer* nennt man die *„Knäckerla"* (bekannte Apfelsorte dieser Gegend, die wegen ihres Obstbaues berühmt ist), die *Reifenberger* die *„Kühbrater",* die *Rüssenbacher* die *„Stegflicker"* und die *Pretzfelder* die *„Fröschknicker",* weil sie von jeher gerne Froschschenkel gegessen haben. Warum die *Gösseldorfer „Luxen"* und die *„Voigendorfer „Russen"* heißen, kann nicht gesagt werden.
Die *„Köpperschdörfer"* oder auch *„Keppesdorfer"* – so heißen im Volksmund die Bewohner des auf der Hochfläche zwischen Ailsbachtal und dem Rabenecker Tal gelegenen Juradorfes *Köttweinsdorf* – nennt man die *„Pauzen".* Woher dieser seltsame Name kommt, wissen die „Köppersdörfer" selbst nicht. Aber es ist bekannt, daß sie beim Vernehmen dieses Spottnamens „ärgerlich" werden können. Genau so ist es bei den *Behringersmühlern.* Sie kann man in Wut versetzen, wenn man ihnen die Worte *„Brut"* und *„Luch"* zuruft. Sie sagen nämlich in ihrer Mundart statt Brot *„Brut"* und statt Loch *„Luch"*.
Den *Niederfellendorfern* hängt der Name *„Hexendorf"* an. Man sagt ihnen nach, daß sie das Auspeitschen der Hexen an Walpurgis betrieben haben. Die *Brunner,* Bürger des landschaftlich reizvoll liegenden Kirchdorfes *Brunn* bei Greifenstein, bezeichnet man als die *„Hirschkäfer"* (eigentlich *„Hirskäfer"*), weil sie früher viel Hirse anbauten. Die Leute von *Buckendorf* bei Stadelhofen

werden böse, wenn man den Ausruf *„Aha!"* hören läßt und gar eine Handbewegung „a la böhmischer Zirkel" dazu macht. Sie wollen nicht daran erinnert werden, daß sie einst große Liebhaber fremden Obstes gewesen sind. Klöße aus grobem Mehl heißen heute noch die „Buckendorfer"!
Die Bewohner der Jurabergdörfer nennen insgemein die Bewohner der Ortschaften im Tal *„Sandhasen".* Im besonderen sollen die *Kleinziegenfelder* diesen Foppnamen tragen.
Neuhaidhof (im Raume Pegnitz) muß sich mit dem Spottnamen *„Pelzdorf"* abfinden. Die Jagd auf Dachhasen, das sind Katzen, soll dort einmal sehr beliebt gewesen sein, sowohl des Fleisches als auch des Pelzes wegen. Einen Stichelnamen gibt es auch für *Ermreuth,* nämlich den Ausruf: *„Hältabält!"* Erklärt wird er so: Einer Bäuerin war beim Hüten eine Kalbin entlaufen. Bei der Verfolgung in den Nachbarort Rödlas rief sie den Leuten zu:" Hält a bäll mei Kalm auf!" Diese Sprachverballhornung haben dann die Rödlaser den Ermreuthern als Foppnamen angedreht.
Nahe bei Königsfeld liegt *Hohenpölz.* Der Ulkname seiner Bürger ist *„die Sternsinger".* Er rührt vielleicht von der Sangesfreudigkeit der Bewohner her. Daß die Einwohner von *Treunitz* (an der oberen Wiesent zwischen Steinfeld und Wiesentfels) den Ulknamen *„Pfiffer"* haben, ist wohl auf den Pilzreichtum der dortigen Wälder zurückzuführen.
Es gibt auch Spitznamen von einigen Orten, deren Wortbildungen nicht recht salonfähig sind, und deren Formulierung etwas anzüglich ist. Es soll nur angedeutet werden, daß bei den *Streitbergern* die Zwetschgen, bei den *Muggendorfern* der Kohl, und bei den *Zoggendorfern* ein Schupfen mit im Spiel sind. Es wird sicherlich dem Leser nicht schwer fallen, sich die verfänglichen Spottnamen zusammenzureimen.
In Erich *Strassners „Fränkischer Volkshumor"* finden sich noch weitere Ortsspitznamen aus dem Gebiet der „Fränkischen Schweiz" *im Raume des Landkreises Forchheim* für *Bräuningshof* („Woldler"); *Bammersdorf* („Kroha", „Kroua" – Krähe); *Elsenberg* („Kühschera" – ihre Bewohner waren bemüht, Kühen, Kälbchen, Geißen mehr Nutzen abzugewinnen, als dies sonst üblich war); *Ebersbach* („Knorrer", „Knorrn" – soll auf ein besonders stures Volk hindeuten); *Gaiganz* („Schrollntreter"); *Großenohe* („Kuckuck"); *Großenbuch* („Lamatreter"); *Hetzles* („Hunnen", „Saubärn" – sie haben den Ruf, ein besonders derbes und ungeschlachtes Volk zu sein); *Kasberg* („Schrollntreter", „Bärntreiber"); *Kersbach* („Drecklutscher"); *Kirchehrenbach* („Backersfresser" – Kartoffelreibekuchen, der mit Schmalz aus der Pfanne herausgebacken wird); *Leutenbach* („Wasserköpf"); *Neunkirchen am Brand* („Mauerscheißer", Kaffeebeitl", „Preußen" – früher unter preußischer Herrschaft); *Neuses* („Renetzgauner" – Regnitzgauner); *Oesdorf* („Refträger" – Krenhändler mit Trägerkorb); *Pautzfeld* („Luchnsocher", „Pfluderer" – sie steckten den

kleinen Finger in den Mund und erzeugten bei schneller Bewegung einen Hu-Hu-Ton); *Poppendorf* („Kibitzn“); *Rettern* („Stehklopfer“); *Schleifhausen* („Greif zu!“ – hatten es auf das Holz ihrer Nachbarn abgesehen); *Schlehenmühle* („Barfußläufer“, „Hungerleider“); *Schnaid* („Schrollnklopfer“); *Wimmelbach* („Männla“ – nach einer Steinfigur, die sich innerhalb ihrer Ortschaft befindet); im *Raume des ehemaligen Landkreises Ebermannstadt* (heute in den Landkreisen Forchheim bzw. Bamberg und Bayreuth) für *Birkenreuth* („Brunagrober“, „Hemadläuter“ – dürfte wohl auf eine zur Schau getragene Zurückhaltung deuten); *Dürrbrunn* („Gründler“); *Drügendorf* („Bochscheißer“); *Heuberg* („Brunnaschöpfer“, „Glockenbinder“); *Königsfeld* („Bochstalzer“); *Leibarös* („Kuckuck“); *Leidingshof* („Holzkatzn“); *Michelbach* („Secklschneider“ – von besonderer Schläue zeugen, daß der Bauer hier immer kürzere Säcke gebrauchte, wenn er etwas abliefern mußte); *Ober-, Unter- und Mittlerweilersbach* („Das drei versoffene Walaschboch“); *Nankendorf, Schönfeld, Höfen, Moggendorf, Treppendorf, Welkendorf* („Bochsaicher“); *Nankendorf* („Haischnepfn“–Heuschrecken, der Ort liegt inmitten grüner Fluren); *Pilgerndorf* („Staudnhupfer“ – wegen der vielen Hecken und Stauden); *Plankenfels* („Bohnastanga“, „Glasschleifer“, „Hochsprecher“); *Stechendorf* („Wässerer“); *Voitmannsdorf* („Bohnasteckn“); *Waischenfeld* („Die Gesegde“ – Standardausdruck der Waischenfelder ist „Des hob i gesegt“, gesagt); *Welkendorf* („Staudngazer“), *Wohnsdorf* („Rangersköpf“ – wegen des bedeutenden Rübenanbaus); *Wohnsgehaig* („Pfannenflicker“); *Wiesentfels* („Gaisböck“ – Geißhaltung, Neckname auf arme Dörfler gemünzt, die sich kein Großvieh halten können); im *Raume des ehemaligen Landkreises Pegnitz* (heute Landkreis Bayreuth) für *Bronn* („Farrenaufhänger“, „Brunnenputzer“, „Schluderer“ – trinken gerne sauere Milch); *Brünnberg* („Russen“ – abgelegene Lage des Ortes gibt Anlaß zum Spottnamen, die dem Volk den Inbegriff der Ferne verkörperten, wurden den Orten angehängt); *Haßlach* („Engländer“ – unerklärbarer Neckname, „Spötter“); *Hartenreuth* („Gasnraiter“); *Horlach* („Türken“ – abgelegene Gegend); *Hohenmirsberg* („Hackl“ – der Name wird mit den Beerwanzen in Verbindung gebracht, deren Gestank vergleichbar sei dem, der in den Kleidern der Bewohner hafte); *Kühlenfels* („Brotsparer“, „Schafmelker“); *Leimersberg* („Nemmsgorer“ – Statt einen ertappten Felddieb zur Rechenschaft zu ziehen, sagte ein Leimersberger Bauer mitleidig zu diesem: Nemms gor!); *Pegnitz* („Spruch- und Windbeutel“), *Püttlach* („Narren – Im vorigen Jahrhundert wollte der Spitzname Narren das Eigenleben der Püttlacher in ihrer Weltabgelegenheit etwas kennzeichnen. Sie liebten in ihrer Tracht auffallende und stark kontrastierende Farben: Rote Strümpfe, grünes Gewand, gelbe Schürzenbänder, im Haar noch einige Röslein weiß oder blau); *Regenthal* („Schubkarrenschieber“); *Steifling* („Buren“ – unerklärbar); *Tüchersfeld* („Stachelbeerasser“) *Wannberg* („Dregbeißer“).

2. Lustige Ortsneckereien vom Land am Obermain und dem Regnitzgebiet

Auch in dem weiträumigen Gebiet des Maines von Bayreuth bis Bamberg einschließlich des Einzugsbereichs der Regnitz gibt es zahlreiche Orte, von denen Neck- und Spottnamen bekannt sind. Nachbarliche Mißgunst und Fopperei, schelmische Anspielung auf tatsächliche Vorkommnisse oder auch nur harmlose Neckerei schufen Spitznamen, die manchen Gemeinden und Dörfern jetzt noch anhaften. Freilich, eine Reihe von Orten legen ihrem „Zunamen“ keine große Bedeutung bei, die Einwohner hören ihn, er tut ihnen aber nicht weiter „weh“. Andere Ortsgemeinden tragen schon ein bißchen schwerer an ihrem „Anhängsel“, und die Bürger mancher Dorfschaften und Städtchen gehen hoch, werden gar fuchsteufelswild, wenn sie von Menschen benachbarter Gemeinden mit ihrem zwar bekannten, aber vielleicht wenig wohlklingenden Spottnamen konfrontiert werden.

Die Bayreuther Mohrenwäscher

Die Bewohner der Markgrafenschaft *Bayreuth* heißen im Volksmund *„Mohrenwäscher“.* Sie waren von jeher kluge und vorsichtige Leute, die wegen ihrer Gründlichkeit bekannt waren, und die sich kein X für ein U vormachen ließen. Wie wenig sie willens waren, sich täuschen zu lassen, erwies sich daraus, daß sie sogar einen Mohren weißwaschen wollten. Kam da in Großvätertagen zum Jahrmarkt auch ein Schaubudenbesitzer mit einem Mohren, der sich in seiner einheimischen Tracht, d. h. zum größten Teil nackt und in seiner einheimischen Hantierung mit Tanz, Lanzenspiel und „Menschenfraß“ produzieren sollte. Statt des Menschenfraßes sollte hier allerdings aus Menschlichkeitsgründen nur einer lebenden Taube der Kopf abgebissen und deren warmes Blut getrunken werden. Ein städtischer Zuschauer war mit den Leistungen des Wilden aber nicht zufrieden. War ihm vielleicht dessen Zähneknirschen nicht grimmig, dessen Tanz nicht toll genug? Kurzum, er äußerte Bedenken an der Echtheit des Mohren und meinte mürrisch: „Hab' ich einen guten Groschen Eintrittsgeld bezahlt, habe ich auch das Recht auf einen *echten* Neger.“ Sein Zweifelsgedanke zündete bei den Umstehenden, wie es ja Regel ist, daß jeder Verdacht schnell von mehreren unterstützt wird. Die Polizei mußte vermittelnd eingreifen. Man zerrte den Mohren zum Mainflusse, der Stadtbüttel wusch, seifte und bürstete unter den „Augen des Gesetzes“, und zum Gaudium der vielen Zuschauer an ihm, soviel er konnte, um ihn weiß zu bringen. Aber alle Mühe war vergebens. Zum Ärger des zweifelhegenden Bayreuthers und seiner Anhänger, aber zur Schadenfreude mancher anderer Zuschauer zeigte

es sich, daß der Mohr von der Zehe bis zum Scheitel echt war. Die Farbe blieb – aber auch der Name *„Mohrenwäscher"*.

Ortsnecknamen im Bayreuther Umland

Auch eine Reihe von Orten in der Nähe der Bezirkshauptstadt sind mit Necknamen belegt. So heißen die Bewohner der jetzt nach Bayreuth eingemeindeten Ortschaft *Laineck „die Bettelmannsbrater"*. Vor langer Zeit kam in einer späten Abendstunde ein Bettelmann nach Laineck. Vergeblich suchte er eine Nachtherberge zu finden. Alle Türen waren verschlossen. Da kroch der Bettler kurzentschlossen in den Gemeindebackofen und fiel in einen tiefen Schlaf. Am anderen Morgen kamen schon früh die ahnungslosen Lainecker zum Ofen, um Brot zu backen, schürten ein mächtiges Feuer an, wobei sie den armen Teufel von einem Bettelmann elendiglich verbrannten. Als es ruchbar wurde, schrie alle Welt: *„Die Lainecker Bettelmannsbrater!"*
Verwechselungen haben oft Anlaß gegeben, Gemeinden mit Ulknamen zu bedenken. So war es bei den *Bindlachern*. In Bindlach sind die *„Bärentreiber"* oder *„Bärenfänger"* zu Hause. Man erzählt sich, daß hier einmal in der Nacht die ganze Einwohnerschaft auf einen wilden Bären Jagd gemacht habe. Der Bär entpuppte sich in der Morgendämmerung als harmlose Kuh, die sich vom Strang losgemacht, beim Verlassen des Stalles einen an der Türe hängenden Rock auf die Hörner gestülpt hatte, und einen Spaziergang durch Bindlach machen wollte.
Den *Heinersreuthern* dagegen haftet der Name *„Scherenschleifer"* an, da sie glaubten, die erste Postkutsche, die durchs Dorf eilte, sei ein Scherenschleiferkasten. Außerdem gelten sie im Volksmund als *„Roßbollenfischer"* und *„Mistlachenpantscher"*, denn es wird ihnen nachgeredet, daß sie einen in die Jauchegrube gefallenen Apfel herausfischen wollten, aber stattdessen einen Roßbollen erwischten.
Den Bauern von *Deps* wurde ähnlich den Männern von Plech mit ihrem Heinsel ihre Leichtgläubigkeit zum Verhängnis. Auch sie erstanden um teures Geld ein „Pferdeei", das in Wirklichkeit ein Kürbis war. Dem letzten „Brüter" rollte es unter den Füßen weg, den Abhang hinunter. Ein aufgeschrecktes, querfeldein laufendes Häslein hielt der Depser für ein aus dem Ei gekrochenes Rößlein. Er schrie ihm nach: „Hi ha Hampala, do ist dei Mutta!" Seitdem sind die Bewohner in Deps die *„Hampala"*.
Die Bewohner von *Lienlas* haben den Spitznamen *„Braunfuchsen"*. Gemeint ist damit eine beliebte Kartoffelsorte, die hier vornehmlich angebaut wird. Die *Weidenberger* hänselt man mit dem Necknamen *„Gasla"*. Die Fabel hierzu, die zu dieser Bezeichnung führte: Eine Frau trug in ihrem Korb einige Zicklein

nach Bayreuth. Unterwegs fragte sie jemand, was sie denn in ihrem Korb habe. Sie sagte: „Weidenberg" und sie ginge nach „Gasla".
Von einigen alten Siedlungen des Bayreuther Umlandes sind Necknamen bekannt, ohne daß hierfür eine Erklärung vorliegt. So nennt man die *Busbacher* die *„Kuckuck"*, die *Donndorfer* die *„Steinwespen"* und die *Forkendorfer* die *„Lindwurmschießer"*.

Die Harsdorfer „Christkindla"

Scherzhaft und bisweilen auch etwas spöttisch werden die *Harsdorfer die „Christkindla"* genannt. Mit dieser Bezeichnung soll es folgende Bewandtnis haben. In alter Zeit hatte auch die Harsdorfer Kirche ihren Schutzpatron, den hlg. Laurentius. Zur Zeit der Reformation wurden alle Bilder aus der Ortskirche entfernt. Nur eine Figur, eben der hlg. Laurentius, blieb mitten auf der Brüstung des Chores stehen. Sein reicher Goldschmuck glänzte durch das ganze Kircheninnere. In späteren Zeiten wußte man nicht mehr, was diese Statue eigentlich zu bedeuten habe. Weil sie aber so glänzte und übermäßig geschmückt war und besonders mit ihrem Goldglanz bei den Kindern Aufsehen erregte, hielt man sie für das Christkindlein. Aus unbekannten Gründen wurde die Holzfigur eines Tages auf dem Kirchenboden untergebracht. Dann geschah es, daß nachher ein Gemeindediener die Holzfigur eigenmächtig von seinem Aufbewahrungsplatz wegnahm und sie daheim gedankenlos im Ofen verfeuerte. Weil aber das „Harsdorfer Christkindla" ja nur eine Holzfigur war, die so einsam in der Kirche stand, und niemanden etwas schenken konnte, hörte man oft die Leute sagen: „Heuer kommt zu mir das „Harsdorfer Christkindla!" und meinte damit das Christkind ,das entweder nicht viel oder gar nichts zu verschenken hat.
In der Pfarrbeschreibung von Harsdorf aus dem Jahre 1831 ist zu lesen, daß vor Zeiten, das Jahr ist ungewiß, ein hier lebender Pfarrer, vermögend und kinderlos, am Weihnachtsfest den fleißigen und braven Schulkindern Geschenke gegeben habe. Nach seinem Tode wurde sein treffend gemaltes Bildnis nach damaliger Sitte in der Kirche aufgehängt. Die Eltern machten ihre Kinder beim Gottesdienst in der Kirche auf das Bild ihres „Jugendwohltäters" aufmerksam und nannten es „das Christkindlein". Wenn sich die kleinen Kinder während der kirchlichen Handlung nicht ruhig verhielten, deuteten die Eltern auf das Bild und sagten: „Seid ruhig, wenn ihr nicht brav seid, bringt euch das Christkindlein nichts!" und die Ruhe war wieder hergestellt. Nach der Erbauung der jetzigen Kirche (1765) wurde das Bild nicht mehr gesehen. Es wird vermutet, daß der damalige Pfarrer Lind, der das neue Gotteshaus

erbauen ließ, das Meistergemälde mit nach Obernsees genommen hat, wohin er sich von Harsdorf aus im Jahre 1777 versetzen ließ.

Die Mistelgauer „Hummelbauern"

Südwestlich von Bayreuth liegt der sogenannte *„Hummelgau"* mit den Hauptorten Mistelgau, Mistelbach und Gesees. *Mistelgau* gilt als die „Hummelresidenz" und seine Einwohner werden als *„Hummelbauern"* tituliert.
Im Hummelgauer Heimatbuch geht der langjährige Pfarrer von Mistelgau, Friedrich C. Seggel, auf die Bezeichnung „Hummelgau" ein und verweist dabei auf eine Erklärung des Pfarrers Magister Will in seinem „Deutschen Paradeis", der ja von 1672–1682 als Geistlicher in Mistelgau gewirkt hat. Demnach haben die Mistelgauer im 16. Jahrhundert ihrem im Ahorntal liegenden Nachbarort *Volsbach* beim Kirchenbau geholfen. Sie fuhren Bretter und Baumaterial an. Und weil die Mistelgauer damals schon Frühaufsteher waren, erschienen sie bereits nach dem ersten Hahnenschrei in Volsbach, wo noch alles in den Federn lag. „Die Mistelgauer rückten aus wie die *Hummeln"*, soll es damals geheißen haben, und aus dem Scherzwort wurde dann der Name *„Hummelbauern"* und ihr Wohngebiet hieß der *Hummelgau*. Die Volsbacher haben am Strebepfeiler des Chores ihrer Kirche ein in Stein gehauenes Hummelnest zur Würdigung der nachbarlichen Hilfe anbringen lassen, ohne natürlich zu ahnen, daß diese deswegen einmal viel Spott werden hinnehmen müssen.
Das Rätsel um den Namen Hummelgau, Hummelbauern, Hummeltracht wird wohl nie eindeutig gelöst werden können. Namhafte Wissenschaftler bringen die Bezeichnung „Hummeln", „Hummeltracht" mit der Wahl der „Hummelbauern" als Schöffen bei den Hoch- und Blutgerichten, auch „Hummelding" genannt, aus der Zeit Karl des Großen in Verbindung, da die Schöffen jener Zeit „Kleider aus einem Tuche" und die Stammeszeichen tragen mußten. Der große Hummelhut mit einem Hummelnest könnte der Ursprung von Name und Tracht gewesen sein.
Natürlich gibt es auch eine Schwankerzählung zu dem Namen „Hummelbauern". Diese Geschichte ist ein Paradestück unter den Stichelschwänken der oberfränkischen Heimatliteratur.
Die Mistelgauer waren seit langem mit dem anhaltend regnerischen Wetter unzufrieden. Da kam ein vielgereister, schelmisch veranlagter Hausierer ins Dorf, hörte ihr Lamentieren und verriet ihnen etwas geheimnisvoll, daß man in der „Alten Apotheke" zu Bayreuth ein Mittel für schönes Wetter kaufen könne, freilich, es koste mindestens einen Taler. Die Mistelgauer schickten nun ihren Allergescheitesten mit einem guten Stück Geld nach Bayreuth. In der „Alten

Apotheke" tat zuerst der Herr Provisor über die Maßen erstaunt, sagte dann aber vertraulich: „Nun ja der Nachbarschaft zulieb wollen wir das Mittel verkaufen!" In ihm spielte dabei der Gedanke, die Mistelgauer dabei tüchtig hereinzulegen. Er hantierte lange herum, bis er dem dörflichen Abgesandten ein Schächtelchen aushändigte, ihm einen Dukaten dafür abnahm, und ihm einschärfte: „Macht, ehe ihr heimkommt, das Schächtelchen ja nicht auf!" Der Mistelgauer schritt mit dem „schönen Wetter" in der Hosentasche tüchtig aus. Vor dem Heimatdorfe plagte ihn die Neugierde. Er wollte nur ein wenig hineinspitzen. Aus dem Schächtelchen vernahm er ein Brummen und Summen wie von wilden Bienen. Er öffnete vorsichtig den Deckel, da fuhr mit lautem Brummen eine Hummel hervor, stieß gegen des Bauern Nase und schwang sich in die Luft. „Hummel, Hummel!" schrie der Bauer wie besessen, „flieg nach Mistelgau!" und rannte hinterher. Die Hummel hielt sich nicht an die laute Aufforderung. Heimgebracht hat unser Einkäufer also nichts. Aber die Hummel muß doch nach Mistelgau gekommen sein, denn bald darauf fiel schönes Wetter ein und Hummeln gibt es in der Gegend bis auf den heutigen Tag.
Beim Necknamen der Mistelgauer und dem Schwank mit der „Hummel" soll es sich nach Dr. J. G. Ad. Hübsch um eine Übertragung der Begebenheit handeln, die sich ebenfalls laut Magister Will „in dem Dorfe Mering bei Hof anno 1666 zugetragen hat."

Die Creezer Pfeerverkaafer (Pferdeverkäufer)

Zu den Hummelbauerndörfer gehört auch der Ort *Creez.* Karl Meier-Gesees erzählt eine launige Geschichte von den „Breezern" – wie er sie verschlüsselt nennt –, die einmal von zwei „Schlacken" aus dem eine Stunde entfernten Ort *Hardt* jämmerlich genarrt wurden. Das ging so zu: Der Martinsweber von Hardt, ein böser Schalk, hatte sich am Webstuhl wieder einmal einen Streich ausgedacht, den er mit seinem Kumpanen, dem Michl Ruck, ebenfalls ein schlimmer Schelm, den Creezern spielen wollte.
So betrat eines Tages der Weber, mit Zylinder und Kirchenrock angetan, das Creezer Wirtshaus und nahm gleich am Bauernstammtisch Platz, bestellte Essen und Trinken, mimte einen großen Herrn, und genoß die bewundernden Blicke der Wirtin. Bald kehrte auch der Michl zu, setzte sich an denselben Tisch, tat aber so, als ob er den Weber nicht kenne. Nach einiger Zeit wurde er vom Weber angesprochen: „Haben wir uns nicht auf dem Pferdemarkt in Nürnberg getroffen?" Darauf besonders laut der Michl: „Doch, Herr Baron von Velden, ich habe Herrn Baron sofort wieder erkannt." Voll Erstaunen vernahm die neugierige Wirtin aus dem von den Beiden geführten Gespräch, daß der

Baron in Creez etwa zwei Dutzend Pferde kaufen wolle. Die Wirtin entfernte sich unbemerkt aus der Gaststube, überbrachte dem Bürgermeister die interessante Nachricht, dieser befahl seinem Gemeindediener, die einheimischen Pferdebesitzer über die Angelegenheit zu unterrichten. Schon nach kurzer Zeit trafen die Creezer Pferdehalter mit ihren Gäulen im Wirtshofe ein, suchten sich eine Anhänge, traten in die Wirtsstube, und boten nachher im Gespräch dem Herrn Baron ihre Rösser, meist „alter Häuter", zum Kaufe an. Der Baron meinte, sie müßten gut laufen können. Auf der Dorfstraße wurde ein Pferderennen durchgeführt und die Gäule mit ihren Besitzern wohl mehr als zehnmal die Dorfstraße auf- und abgehetzt. Dann gab es auf Kosten des Barons Freibier für die Pferdehalter. Mitten unter der fröhlichen Stimmung trat der alte Loranther, auch ein Creezer, ein. Er gab jedem die Hand, wie es so üblich ist, kam auch zum Herrn von Velden, schaute ihn durchdringend an und sprach, zuerst leise, daß es nur der Angeredete verstand: „Gutnomd, Weber, es werd bal Zeit, bis Hardt is fei weidt!" und dann laut: „Herr Baron!" Der Weber verstand die Warnung sofort, tat so, als ob er einmal hinausmüsse, gab dabei seinem Kumpan Michl ein Zeichen, es ihm nachzutun. Draußen nahmen beide Reißaus in Richtung Heimat. In der Gaststube vermißte man nach einiger Zeit den Herrn Baron und seinen Bekannten. Der alte Loranther konnte sofort Auskunft geben: „Nooch Hardt laafn sa. Wall sa Geld brauung für eia grußa Zech." Der Sprecher gab dann weitere Aufklärung. Im Nu war alles auf den Pferden und dann ging es den beiden Ausreißern nach. Erwischt haben sie dieselben nicht, denn als die Beiden das Schreien der Verfolger hinter sich hörten, verkrochen sie sich in eine Hecke und ließen „die wilde Jagd" vorbeiziehen. Die Creezer schworen bei ihrem Heimritt den beiden Hardtern schreckliche Rache für den angetanen Schimpf. Doch diese ließen sich zeitlebens nicht mehr in Creez sehen. Heute lachen die Creezer über den Streich, doch es gab eine Zeit, und das ist noch gar nicht so lange her, da gingen sie schon hoch, wenn man mit ihnen im Gespräch von Pferden und Pferdekäufen und dergleichen zu reden anfangen wollte.
Altbekannt ist der Spitzname *„Mockala"* für die *Hegnabrunner.* Grund dafür ist eine kleine humorvolle Begebenheit. Ein Bauer fand am Morgen sein am Tage vorher verendetes Kälbchen wieder vor, aber von Spaßvögeln ausgestopft. Da rief der Bauer zu seiner Frau: „Kunela, steh auf, unser Mockela is widder do!" Im Volksmund heißt *Himmelkron* im Hinblick auf seine bekannten Klosteranlagen noch heute *„Kluster"* und die Bürger werden „die *Klusterer*" bezeichnet.

Kasendorfer Schneider

Im vorigen Jahrhundert durchzog eine Familie aus *Kasendorf* (zwischen Bayreuth und Kulmbach gelegen) als Seiltänzertruppe die alte und die neue Welt und war auf diese Weise bekannt geworden. Die Leute wurden wegen ihrer Körpergewandtheit angestaunt, ja, es kam soweit, daß man in jener Zeit einen sehr flinken, sehr gewandten Menschen ganz einfach einen *„Kasendorfer Schneider"* nannte.
In den fünfziger und sechziger Jahren des genannten Jahrhunderts kamen die Kasendorfer Schneider durch ganz Oberfranken, gaben auf den Dörfern mit ihrem Puppentheater Vorstellungen der alten Volksspiele, wie Faust, Genoveva u. a. und erregten damit allgemeine Bewunderung. Von der heutigen Generation kann sich natürlich niemand mehr dieser Schauspieltruppe erinnern. Nun ist allbekannt, daß alle Volksausdrücke sowohl nach der guten wie nach der schlimmen Seite gebraucht werden. Du bist ein Mordskerl, ein Schwerenöter oder du bist ein elender Kerl, beides kann z. B. im Ausdruck „Kreißenkerl" liegen. Auch der Ausdruck „Kasendorfer Schneider", anfänglich im anstaunenden Sinne für einen körperlich sehr gewandten Menschen gebraucht, bildete sich später nach der schlimmen Seite aus. Man bezeichnete damit einen Nichtsnutz, Tunichtgut, Vagabunden, abenteuerlichen Menschen, ab und zu auch einmal einen dürren Kerl. Wer möchte sich da heute noch den Beinamen „Kasendorfer Schneider" gefallen lassen? (Nach Fr. K. Freih. von Guttenberg)

Burgkunstädter Hefenklöße

Die Burgkunstädter und die Altenkunstädter werden bezüglich ihres Spottnamens mit Hefenklößen in Zusammenhang gebracht. Die Bewohner sollen von jeher große Freunde dieses Backwerkes gewesen sein. Altenkunstädter Frauen wollten einstens Hefeklöße machen, vergaßen aber die Hefe beizugeben. Da der Teig nicht aufging, stellten sie ihn auf einen Berg, damit ihn die Sonne hochtreibe. Es war jedoch vergeblich. Die ausgedörrten Hefenknödel schmeckten trotz feinster Hutzelbrühe als Zutat nachher patzig und unappetitlich. Die Hefenkloßgeschichte ist an den Burg- und Altenkunstädtern durch den Spitznamen „die *Hefenklöße"* hängen geblieben. Sprichwörtlich sagt man in dieser Gegend von einem Faulen: „Er bleibt sitzen wie ein Altenkunstädter Hefenkloß."
Es gibt für die Burgkunstädter noch einen zweiten, etwas harten Spottnamen, nämlich *„die Mistkörbe",* eine Bezeichnung, die mit der beruflichen Tätigkeit der Einwohner zu tun hat. So sollen die Bauern früher den Mist in Körben auf

die Felder getragen haben, da ein Transport mit dem Fuhrwerk auf die hochgelegenen Bergfelder nur schwer möglich gewesen ist.

Die Weismainer „Kaulhansen" und „Glockenmopser"

Eine kleine Wegstunde südlich Altenkunstadt ruht in reizvoller Tallage die Kleinstadt *Weismain*. Den Weismainern hat man den Ulknamen *„Kaulhansen"* angehängt. Es wird ihnen nachgesagt, daß Bewohner des Ortes die Kaulquappen für Fische angesehen und gegessen haben.
Die Azendorfer (Azendorf, ein Ort, der zur Marktgemeinde Kasendorf gehört) wissen sogar noch einen zweiten Spitznamen für die Weismainer. Sie nennen sie *„die Glockenmopser"*. Johannes Kemmelmeier berichtet darüber in der von ihm verfaßten Azendorfer Chronik: „... Den Weismainern war es damals im 30jährigen Krieg nicht gelungen, in die Kirche, die von den Azendorfer Bauern verteidigt wurde, einzudringen. Erst in den letzten Jahren des Krieges soll es ihnen mit Hilfe kaiserlicher Hilfsvölker möglich gewesen sein, die große Glocke aus dem Turm hinwegzuführen. Ob sie nach Weismain oder Modschiedel (katholischer Nachbarort von Azendorf) gekommen ist, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Aber heute noch spricht man von den Weismainern als den „Glockenmopsern".

Die Geutenreuther „Sackfundesser"

Von Spöttern werden die Bewohner von *Geutenreuth* – das Dorf liegt 3 km östlich von Weismain – gerne die *„Sackfundesser"* genannt. Sie sollen von einem Kornboden, vermutlich zu Kulmbach, ein altes Heiligenbild in einem Sack für ihr Gotteshaus, einer Filialkirche von Weismain, mitgenommen haben. Wie dies sich alles zugetragen hat, erzählt meisterhaft Andreas Dück in einer Anekdote, die hier etwas gekürzt wiedergegeben wird: Als der lutherische Wind von der Freiheit eines Christenmenschen auch durch das obere Maintal fegte, fingen nicht nur die Gemüter der Menschen an, in ihrer hergebrachten Gläubigkeit schwankend zu werden, sondern es wankten auch die Postamente, darauf die Heiligen mit dem Ewigkeitsanspruch ihrer hohen Sendung standen, Sinnbilder des Lebens in der Nachfolge Christi zu sein. So geriet vor vierhundert Jahren aus einer evangelisch gewordenen Kirche droben auf dem Jura der heilige Paulus auf den Kastenboden eines markgräflichen Amtsstädtchens zu liegen, und, weil er dort ohne Schwert und Buch ankam, mit nichts seine einstige hohe Würde, wohl aber mit der Geste seiner leeren Hände die ganze Hilflosigkeit eines abgedankten Heiligen verriet.

Einem braven Fuhrmann war bei seinen Fahrten in den markgräflichen Kastenhof sein Herz immer tief gerührt, wenn er an der entthronten Heiligkeit die Säcke vorbeitrug, um sie auf dem weitläufigen Boden zu entleeren. Und immer war es jener Heiliger, der am Boden liegend, hilflos seine Hände nach ihm auszustrecken schien, bis er die Sprache des Herzens verstand und sich seiner erbarmte. „Du willst fort von hier", sagte er, „und wir können dich daheim brauchen, denn das Postament unseres Schutzpatrons ist leer." Und weil der Heilige nicht viel kleiner als er selbst war, steckte er ihn vorsichtshalber in eine Hopfenzieche (Sack, Überzug) und legte ihn zwischen die leeren Getreidesäcke seines Wagens.
So kamen die Geutenreuther zu einem neuen Heiligen und, weil er das Postament des heiligen Erhard bestieg, der durch Eiferer zu Verlust gegangen war, zu einem Schutzpatron, der sie trotzdem in große Verlegenheit gebracht hätte wegen seines Namens, weil kein Symbol seine Mission vor Gott dem Herrn verriet. Doch der damalige alte Pfarrherr folgte wie der Fuhrknecht, der seinen Diebstahl als einen *Fund* empfand, dem Anruf seines Herzens und sagte bei der Weihe des Heiligen: „Wir haben Dich *gefunden,* und aus der Niedrigkeit eines *Sackes* bist Du auf das Postament unseres hochseligen Erhardus als unser neuer Schutzpatron emporgestiegen. Darum wollen wir Dich im Vertrauen auf Deine gottgewollte Sendung *‚Sackfundus'* nennen." Es muß ein tiefer Eindruck gewesen sein, den die Erhebung *des heiligen Sackfundus* zum Schutzpatron der Kirche in Geutenreuth hinterlassen hatte, trotz des Spotts leichtfertiger Leute, die die Geutenreuther nun „die *Sackfundesser*" nannten.

Die Redwitzer „Ölpumper"

Der Scherzname „Ölpumper" für die Redwitzer hat folgenden Grund: Ein Bürger hatte Petroleum im Keller, der Nachbar entwendete ihm dieses Petroleum mit einer Brunnenpumpe. In „Der Landkreis Lichtenfels in Geschichte und Geschichten" von E. u. K. Radunz ist das Vorkommnis ausführlich geschildert. Es war um das Jahr 1843, als ein biederer Landwirt den Morgentrunk des Viehes seinem Hausbrunnen entnehmen wollte. Da sah er mit Verwunderung eine Ölschicht auf dem Wasser des Eimers liegen. Er pumpte und pumpte, fünf, zehn, zwanzig Eimer voll. Immer wieder und immer dicker zeigte sich der schimmernde Ölbelag. Ein zorniges „Dunnerkeil" galt dem unbekannten Brunnenverderber. Da, auf einmal kommt hell und klar pures Öl aus der Brunnenröhre. Ein Satz, ein Sprung und draußen war unser Bäuerlein auf der Dorfstraße. Er schrie unentwegt: „Leute, Öl! Ihr Leut, lauter Öl!" Voll Staunen ging man zum Brunnen, prüfte, roch und schnupperte. Ein Zweifler

tauchte einen Finger in die Flüssigkeit, um auch den Geschmack zu prüfen „A Lampn her und ongezündt!" rief ein anderer. Siehe da, hell und klar brannte das Licht. Kein Zweifel, eine Petroleumquelle war gefunden! Im Nu verbreitete sich die Nachricht im Orte. Gestikulierend standen Gruppen von Redwitzern auf der Straße, an Arbeit dachte heute niemand mehr. Die Wirte ließen Öl holen, um ihre Lampen damit zu erhellen. Weiber und Kinder rannten und ließen Ölflaschen füllen. Am hellichten Tage brannten in den Häusern die mit dem neuen Öl gespeisten Lampen. Wohlgefällig hörte es unser Bäuerlein in seinen Ohren klingen, wenn die Leute zu ihm sagten: „Du bist ein gemachter Mann!" Das Tagblatt verkündete der staunenden Welt das Ereignis. Die Ölquelle schien unerschöpflich. Nur der Nachbar des Bauern, ein Kaufmann und Geschäftsinhaber, schloß sich der allgemeinen Begeisterung über die Entdeckung nicht an. Kaum dreißig Schritte von der Ölquelle lag sein Anwesen, man verübelte es ihm nicht, daß er sich nicht unter den Leuten sehen ließ, denn er handelte mit Petroleum und man glaubte, sein Geschäft sei bedroht. Er hatte erst in den letzten Tagen einige Wagenladungen dieses kostbaren Stoffes erhalten. Man hielt ihn für einen geschlagenen Mann. Wenn er aber hinter den Vorhängen stand und das Kommen und Gehen beim Nachbarn beobachtete, so sah er gar nicht traurig aus. Er schmunzelte ganz vergnügt und lächelte verschmitzt, wenn ein mitleidiger Blick sein Anwesen streifte. Ganz Redwitz war mit Petroleum versorgt. Erst nach Tagen brachte ein Junge eine Ölkanne und bat den „Ölbauern" um kostenloses Füllen. Doch, o Schreck, der Brunnen gab keinen Tropfen Öl mehr, nur Wasser, wie er es vorher getan. Man pumpte und pumpte, bis die Brunnengrube leer war und der Kolben sich heiß gelaufen hatte. Man stieg in die Tiefe, kein Öl war mehr zu sehen. Nur an der Seitenwand des Brunnens fand man eine Stelle, aus der Öl geflossen sein mußte. Schließlich kam man darauf, daß beim Nachbarn Kaufmann mehrere Petroleumfässer ausgelaufen waren. Das Öl hatte den Weg in den Brunnen gefunden und die „Petroleumquelle" gespeist.
So groß vorher der Neid der umliegenden Ortschaften war, so groß war jetzt das Gespött. Die Redwitzer hießen von nun an „die *Ölpumper*". Wenn noch nach 50 Jahren ein Uneingeweihter die Redwitzer nach ihrer Quelle befragte, mußte der Betreffende mit einer kräftigen Tracht Prügel rechnen. Heute dagegen erzählen sie selber mit Lächeln diese lustige Episode ihrer Dorfgeschichte. Den Redwitzern hängt noch ein zweiter Stichelname an. Sie sind auch die *„Säubeschlager"*. Böse Zungen wollen wissen, sie hätten einmal einen Saubär, das ist ein Eber, mit Hufeisen beschlagen. Nun, das wird gar nicht so einfach gewesen sein!

Die Graitzer „Hechten" und „Stegrecker"

Nordwestlich an der Steinach, Redwitz gegenüber, breitet sich *Marktgraitz* (im Volksmund auch nur Graitz genannt) aus. Wenn die Bewohner scherzweise „Graitzer *Hechten*" genannt werden, dann rührt das wohl von dem früheren Hechtreichtum der Steinach her. Nach F. J. Bronner tragen sie auch den Spitznamen „die *Affen*" und den Ulknamen „die *Stegrecker*". Für den erstgenannten, etwas harten Schimpfnamen liegt keine Erklärung vor, bezüglich der anderen Foppbezeichnung handelte es sich um die gemeindliche Unterhaltungspflicht eines Steges. Wie es aber schon in alter Zeit gewesen, so ist's auch in unserem Falle: Jede Ausgabe für die Allgemeinheit erzeugt ein gewisses Unbehagen und es möchte da oft am unrechten Gegenstand gespart werden. Die Balken des besagten Steges waren ein kurzes Stück angefault. Es wurden die beschädigten Stellen abgeschnitten und dann wurde überlegt: Wenn wir jetzt die Balken ein klein wenig länger machen könnten, so wäre der Steg wieder auf Jahre hinaus brauchbar und es wäre ein hübsches Stück Geld gespart. Vieles läßt sich dehnen und strecken. Sollte das beim Holz nicht auch möglich sein? Gedacht, getan, An beiden Enden des Steges zogen nun handfeste, an schwere Arbeit gewöhnte Zimmerer aus Leibeskräften, um die Balken zu strecken und zu dehnen und ihnen die benötigte Länge zu geben. Nach langen, vergeblichen Anstrengungen jedoch mußten die Bemühungen eingestellt werden.

Die Küpser „Stegdehner" und „Kirchenrücker"

Auch den eine gute Stunde nordöstlich von Marktgraitz wohnenden Küpsern sagt man wegen des Stegbaues einen solchen Schildbürgerstreich nach. So ließen sie einmal einen Steg machen und als dieser fertig war, mußten sie feststellen, daß sie ihn zu kurz bestellt hatten. Er reichte nicht über den Bach und weil die Erbauer ohne Mehrzahlung eine Änderung ablehnten, war guter Rat teuer. Da beschlossen sie, an beiden Seiten des Steges ihre Kühe einzuspannen und den Steg solange auf diese Weise zu dehnen, bis er über den Bach reiche, freilich ohne Ergebnis. Ein neuer Steg mußte gebaut werden, diesmal aber nicht zu kurz, doch der Spitzname *„Stegdehner"* ist den Küpsern geblieben.
Noch bekannter geworden sind die Küpser mit dem Necknamen „die *Kirchenrücker*". Die wackeren Bürger von Küps ärgerte es schon immer, daß ihre Kirche verkehrt stand, das heißt mit dem Chor nicht wie üblich nach Osten, sondern nach Süden schaute. Nach langem Hin und Her beschloß man einfach, die Kirche in die gewünschte Richtung zu schieben. Ein großer Mantel

wurde an der Ostseite der Kirche ausgebreitet, über den das Gotteshaus geschoben werden sollte. Damit das Gebäude aber besser rollte, hatte man den Mantel auf ausgestreute Erbsen gelegt. Und nun begann das schwierige Werk. Während aber ein Dutzend kräftiger Männer an der westlichen Mauer nachdrücklich zu schieben anfing, kam auf der anderen Seite ein Handwerksbursche daher, sah den schönen Mantel liegen und nahm ihn ungesehen mit fort. Die Erbsen aber rollten, während er ihn aufraffte, eilig davon. Nach einiger Zeit, als den Männern schon der Schweiß von der Stirne troff, wollte einer nachsehen, wieweit denn das Werk schon gediehen sei. Als er den Mantel nicht mehr erblickte, sprang er zurück und schrie: „Halt, halt! Nicht mehr weiter! Wir sind schon über den Mantel drüber!" Es ist verständlich, daß die Nachbarorte etwas zu lachen und zu sticheln hatten über die Küpser Kirchenrücker, als sie von dem Schildastücklein erfuhren. (Nach Adam Stössel).
Kehren wir zurück in die Main-Aue zu dem Ort *Marktzeuln,* wo sich die Rodach in den Main ergießt, und der sich mit gepflegtem Ortsbild und vor allem mit ins Auge fallendem Fachwerk präsentiert. Die Einwohner müssen sich den Scherznamen „die *Windbeutel*" gefallen lassen. Es sind wohl ihre kleinstädtischen Verhältnisse in bestem Sinne, auf die sie sich etwas zu gut tun und es dabei verstehen, etwas anzugeben, was zu der Foppbezeichnung geführt hat. Im Marktwappen haben die Marktzeulner eine Eule, weswegen man sie auch „die *Eulen*" nennt.

Die Michelauer „Hühnerfärber"

Jedermann weiß, daß in Michelau die besten Geflügelzüchter wohnen. Sie wetteifern geradezu untereinander. Jeder möchte die schönsten Tauben, die edelsten Hühner oder die seltensten Gänse haben. Bei einer Ausstellung aber stellt sich immer heraus, wer den Vogel abschießt, denn die Preisrichter sind erfahrene und unbestechliche Männer. Einmal sollte von den Michelauer Züchtern eine Geflügelschau in Schwarzenbach beschickt werden. Ein Michelauer hatte einen besonders schönen Hahn aus dem Stamm der Italiener. Dieses Tier war schön gewachsen, hatte eine stolze Haltung und war auch sonst tadellos, nur einige weiße Federn auf dem Schwanz störten den Gesamteindruck. Dies stellte aber bei der Bewertung durch die Preisrichter einen wesentlichen Schönheitsfehler dar. Da war guter Rat nicht sehr teuer. Unser Michelauer Hühnerzüchter wußte sich zu helfen. Er nahm ein bißchen Ruß, vermischte ihn mit Farbe und strich die verräterischen weißlichen Federn damit an. Auf der Ausstellung in Schwarzenbach gingen die Preisrichter durch die Reihen und sie blieben immer wieder vor dem stolzen Hahn aus Michelau stehen. Schließlich bekam dieses Tier den ersten Preis.

Dem Michelauer Hühnerzüchter hüpfte das Herz vor Freude, weil er mit seinem Tier so gut abgeschnitten hatte. Er packte sofort seinen Käfig und eilte fort. Unglücklicherweise hatte es gerade angefangen zu regnen. Da löste sich die Farbe von den Schwanzfedern und eine rötlich schwarze Brühe tropfte durch den Lattenkäfig. Noch peinlicher wurde für unseren Michelauer die Lage, als hinter ihm ein Preisrichter auftauchte. Der sprach ihn auch gleich an, führte Tier und Züchter in die Ausstellungshalle zurück, fuhr mit dem Taschentuch über die Schwanzfedern des Hahnes, deckte den Betrug sogleich auf und forderte die Siegerurkunde und den Preis zurück.
Als unser Freund in sein Heimatdorf zurückkam, verbreitete sich die Kunde von dem Geschehen schnell durch den Ort. Bald lachte die Bevölkerung der ganzen Umgebung über diesen Spaß und die Michelauer mußten es hinnehmen, daß man sie als *„die Hühnerfärber"* annamste und heute noch so nennt. (Nach E. u. R. Radunz)

Die Lichtenfelser „Tümpelschöpfer"

An manchen Flüssen und Seen fanden in früheren Zeiten die Leute gelegentlich versteckte Schätze und Kostbarkeiten. Da die Lichtenfelser kluge Leute waren, glaubten sie, auch in den Wassern des Mains wären Schätze verborgen. Tatsächlich kannte man ein Wasserloch in der Nähe des Mains, in dessen Wasser es grünlich-golden schimmerte. Da verbreitete sich schnell das Gerücht, daß in diesem Tümpel ein Schatz verborgen sei. Und wie es so üblich ist, wurde der Schatz im Munde eines jeden Erzählers immer größer und reichhaltiger, zuletzt wollten einige diesen schon auf dem Grunde des Wassers gesehen haben. Die Habgier einzelner wurde dadurch angestachelt und man wollte daran gehen, den Schatz zu heben. Einer sprach, laßt uns doch gute Schwimmer holen und nach dem Schatz tauchen. Ein anderer meinte, wir könnten doch mit langen Stangen nach dem Schatze suchen. Schließlich entschied man sich, um der Sache ganz sicher zu gehen, für den Vorschlag, den Tümpel ganz auszuschöpfen. Mit allen möglichen Gefäßen rückten nun die Lichtenfelser aus und gingen daran, den Tümpel leer zu schöpfen. Nach stundenlanger Arbeit merkten die Bürger, daß das Wasser um keinen Finger breit weniger wurde. Schließlich kam man darauf, daß das Wasser vom Main ständig nachdrang. Da gab man die mühevolle und ergebnislose Arbeit auf, sie hatte den Lichtenfelsern nichts eingebracht als nur den Spitznamen *„die Tümpelschöpfer".* (Nach E. u. K. Radunz)

Die im Leuchsenbachtal und in der Nähe des Klosters Langheim wohnenden Bürger von *Mistelfeld* haben sich ein Schelmenstücklein geleistet, das ihnen heute noch mit einem Ohn-Namen nachgetragen wird.
Die Mistelfelder hatten in ihrer Kirche einen „goldenen“, sehr schönen Antonius stehen. Das Kleinod wurde eines Tages aus dem Gotteshaus gestohlen. Zigeuner, die gerade im Orte weilten, und die man für „geschickte Leute“ hielt, befragte man wegen dieses „Unglücks“. Diese ließen wissen, sie wollten den hlg. Antonius wieder beschaffen. Aber die Mistelfelder müßten tun, was sie ihnen vorschrieben. Sie hätten sich alle vor der Kirche in einem Kreis auf den Boden niederzusetzen, sich ständig gegenseitig „Br, br.!“ zuzurufen, und sich durch nichts stören zu lassen. Die Mistelfelder taten, wie ihnen befohlen. Da kam ein Handwerksbursche dazu und sah dieses seltsame Treiben. Nun fragte er mehrere der Tätigen, erhielt aber keine Antwort. Da drohte der Wandergeselle, er werde die Feuerwehr der Nachbarorte herbeirufen, wenn er keine Aufklärung erhalte. Schließlich weihte der Dorfälteste den Frager über den Sachverhalt ein. Inzwischen hatten die Zigeuner im Dorfe „gearbeitet“, sie stahlen aus den Häusern und Höfen, was sie mitnehmen konnten, und waren mit der Beute längst aus Mistelfeld abgezogen. Die Mistelfelder machten betroffene Gesichter, als sie Nachschau hielten. Sie blieben aber bei ihrer Meinung, daß nur der zudringliche Handwerksbursche, der sie in ihrer beschwörenden Tätigkeit gestört hatte, schuld sei, wenn die Wiedererlangung des hlg. Antonius nicht geklappt habe und auch sonst an dem Unglückstage in ihren Häusern allerlei passiert sei. (Nach Dr. Jehle).
Nach einer Wiedergabe durch E. u. K. Radunz hat sich das Mistelfelder Schelmenstücklein so zugetragen: Einem Altbauern war von in Mistelfeld weilenden Zigeunern allerlei entwendet worden. Entrüstet forderte er vom Anführer der Zigeunersippe das Gestohlene zurück. Dieser äußerte, er habe es nicht, doch er wisse einen Zauberspruch, mit dessen Hilfe er sein Eigentum zurückbekommen könne. Er müsse sich in einer Ecke seiner Stube mit dem Gesicht zur Wand hinsetzen und immer „Br, br!“ vor sich hinsprechen, dann käme das Gestohlene von selber zurück. Der Alte tat wie befohlen. Die Zigeuner räumten unterdessen im Hause aus und machten sich schnellstens aus dem Staube. „Jesses! Mann!“ rief die Frau des Bauern, als sie heimkam, „unser Haus ist ausgestohlen.“ „Ja“, entgegnete der Bauer, „deswegen sage ich ja ‚Br, br!‘, damit die Sachen wiederkehren.“

Im Raume von Lichtenfels gibt es eine Reihe von Orten, in denen bis auf die heutige Zeit die Erinnerung an lustige Schildbürgertaten, fixiert in Scherz- und Spottnamen, lebendig geblieben ist.
Den südwestlich von Mistelfeld wohnenden Bürgern von *Isling* hat man den Schimpfnamen *„Furzenbrenner“* auferlegt. Zu diesem groben Übernamen gibt Bronner den Hinweis, die Islinger sollen einmal den Versuch gemacht haben, „einen von Salomons Winden anzuzünden“. In *Oberlangheim* sind „die *Sackwamser*“ daheim. Bei einem Bauern des Ortes soll eine Kuh plötzlich keine Milch mehr gegeben haben. Ein Zigeuner habe den Rat erteilt, den Harn des Tieres in einem Sack aufzufangen, dann diesen auf einen Berg zu tragen und dort solange darauf loszudreschen, bis Milch herausfließe. Das Tier wäre dann geheilt. Man habe den Rat befolgt, leider ohne Erfolg. Als *„Sonnenstürer“* werden die Leute von *Tauschendorf* angesprochen, weil sie die Sonne mit einer langen Stange herunterstürzen wollten. Der Zunamen der *Weidnitzer* heißt „die *Queckenpelzer*“, was wohl mit einer Schildbürgerei um dieses Unkraut zusammenhängen mag. Die *Woffendorfer* werden *„Hanfstengel“* genannt, sicher im Zusammenhang mit dem früher in der Gegend viel betriebenen Hanfanbau. Eine Begebenheit, die sich vor zirka 100 Jahren in *Wolfsloch* ereignet haben soll, hat ihren Bewohnern den Uznamen *„Affenfänger“* eingebracht. Ein affenähnlicher Hund, ein sogenannter Pinscher, einem Kronacher Kaufmann gehörig, hatte sich in den Ort verlaufen. Die Wolfslocher hielten das Tier für einen aus einer Menagerie entkommenen Affen und machten mit Mistgabeln und Reuthauen Jagd auf ihn, bis sich der Hundebesitzer einstellte und dem Treiben ein Ende machte. Die Affenfängerei sprach sich herum, und gleich war den Wolfslochern der entsprechende Übernamen angedreht.
Ein ganz Schlauer der *Burkheimer* habe einst Edelreiser auf den Kopf des „Schnitzhansen“, das ist eine Schnitzbank, gepelzt (gepfropft), um eine besondere Obstart zu züchten. Seitdem müssen sich alle Bewohner mit dem Necknamen *„Schnitzhanspelzer“* hänseln lassen. In *Unterbrunn* bei Ebensfeld ist der Spottname *„Köpfer“* zu Hause. Angeblich wurde einer Leiche, für die der Sarg zu kurz war, der Kopf abgenommen. Sehr bösartige Schimpfnamen sind von *Oberbrunn, Bischberg, Ebensfeld, Hochstadt, Lichtenfels, Marktheidenfeld, Niederau, Viereth, Wiesen und Zapfendorf* bekannt. Ihre Einwohner werden mit *„Mainscheißer“,* im Dialekt *„Mascheißer“* tituliert.
Dem 1954 zur Stadt erhobenen Ort *Hallstadt* ist ein seltsamer Spitzname zu eigen. Die Hallstädter tragen den Beinamen *„die Rübenriegel“.* Dieser Zuname erinnert an eine Kriegsbegebenheit, wobei ihnen Gänse Unheil bereitet haben. Im 30jährigen Krieg haben sich die Weiber von Hallstadt, als

der Feind anrückte, mit ihren Gänsen und einem Vorrat an Rüben und Kohl in die Marktkirche geflüchtet und zum Versperren der Türe innen eine Rübe in den Riegel gesteckt. Während die Frauen beteten, fraßen die Gänse den Rübenriegel ab. Es lösten sich die Flügel der Kirchentüre und ehe sich die Frauen versahen, waren schon einige Feindsoldaten im Gotteshaus und raubten ihnen Eßgut samt aller Gänse.
Die Bewohner umliegender Orte wissen von den Hallstädtern noch die Spitznamen *„Krautsköpf", „Leberwürst"* (Würste mit Krautmischung) und *„Krapfmbacker"*. Für das Pfarrdorf *Kemmern* sind die Ortsnecknamen *„Kuckuck"* und *„Schnitzbankschießer"* überliefert. Die Bewohner von Kemmern befanden sich gleich den Reuthern auf der Wallfahrt nach Gößweinstein, als gerade ein Kuckuck seinen Ruf erschallen ließ. Da rief ein Weiblein aus der Beterschar voller Freude: „Ei, so hört doch? Unser Kuckuck von Kemmern ist mit uns gewallt." Ein andermal waren die Männer von Kemmern ausgezogen, ein großes, fremdes Tier zu jagen, das sich in der Umgebung ihres Dorfes herumtrieb. Als es endlich gelang, mit gezieltem Schusse das Untier zu stellen, erkannte man in ihm eine vergessene Schnitzbank. Für den Spott der Nachbarn war das ein willkommener Anlaß, und sie nannten die Kemmerner *„Schnitzbankschießer"*.
Die Wölkendorfer tragen den komischen Spottnamen *„die Kühpritscher"*. In ihm soll sich die Vorliebe dieser Dörfler für eine dort häufig vorkommende Pilzsorte, die beim Volke diesen seltsamen Namen führt, widerspiegeln.

Die Bamberger „Zwiefeltreter" und „Ochsenbrater"

In der bekannten fränkischen Bischofsstadt *Bamberg* ist ein nettes Verslein gebräuchlich, das bereits in der Einführung dieser Studie zitiert wurde, und in dem der Neckname *„Zwiefltreter"* gepriesen wird. Diese humorige Visitenkarte hört sich doch prächtig an, der Spitzname sei eigentlich ein Ehrenname, auf den die Bamberger stolz sein könnten. Und selbst wenn die Bamberger Gärtner nicht selten als „Strutzer" bezeichnet werden, weil sie aus gutem Grunde auch heute noch beim Düngen ihrer Felder auf die „Hausabfüllung" des altväterlichen Jauchefasses nicht verzichten, klingt das nicht bösartig. Die Gemüsebauern als Zwiebelbesteller wissen, daß nach einer bestimmten Zeit die Zwiebelschlotten umgetreten werden müssen, damit die Zwiebel nicht so sehr ins Grüne, sondern mehr ins Zwiebelfleisch wächst. Als Regel galt und gilt: Wenn die Zwiebeln so groß wie Henneneier sind, müssen sie „umgetreten", d. h. geknickt werden, damit sie leichter „einziehen". Man kann daher zur gewissen Zeit im Hochsommer die Gärtner mit ihrem Personal in den Zwiebelfeldern „herumsappen" und die Zwiebelröhren umtreten sehen, um auch so

die Reife der Zwiebelgewächse zu beschleunigen. Von dieser gärtnerischen Beschäftigung her und wohl auch wegen der beachtlichen Größe der Gewächse erhielten so die Bamberger den Necknamen „Zwiefltreter". Doch da steckt kein Spott dahinter, da liegt vielmehr allerhand drinnen und beinhaltet 500 Jahre Bamberger Gärtnerei, harte Arbeit auf vererbtem Grunde, Enttäuschungen, aber auch Wohlstand, Ehre und Ansehen. Heute freilich, da der Gemüsegarten Bayerns bis hinauf nach Holland und hinunter nach Italien reicht, haben die Gärtner ihre Sorgen. Aber noch immer stehen sie mit beiden Beinen fest auf ihrem schwarzen, fetten Boden, die „Zwiebltreter" im Bamberger Kessel und im Umland (Nach A. Schmidt).
Die Bamberger heißen bekanntlich auch *„Ochsenbrater"*. In der Bischofsstadt wurde einmal ein großes Volksfest gefeiert. Zur allgemeinen Ergötzung und Atzung sollte ein ganzer Ochse am Spieß gebraten werden. Der hochwohllöbliche Küchenmeister, dem ein solches Werk auch nichts Alltägliches war, dünkte sich entweder zu gut, anderswo um Belehrung anzufragen, oder aber er übersah es in der Aufregung, das Innere des Schlachttieres auszunehmen. Kurzum, er briet den Hörnerträger mitsamt allem, was und wie es in demselben war. Das gab natürlich einen Geruch, daß die Nasen der Festteilnehmer arg in Mitleidenschaft gezogen wurden. Die wackeren Bamberger aber hätten sich, so wird erzählt, um ihrer Festfreude nicht verlustig zu gehen, tapfer die Riechorgane zugehalten und dann doch – mit Wohlbehagen gegessen. Ob das nicht eine böse Verleumdung ist? Von denen die damals den Ochsen verzehrt haben, tut schon lange keinem mehr ein Zahn weh und leider kann deshalb auch keiner gefragt werden, ob die Geschichte auch wahr ist. (Nach Bronner).
Für die Bamberger galt früher auch der Spottname *„Gäulshenker"*. Als ein Schmied ein störrisches Pferd beschlagen wollte, verfiel er in seiner Bedrängnis auf den Einfall, dem Gaul einen Strick um den Hals zu legen und ihn mit einem Flaschenzug auf die Decke zu winden. Das Pferd hielt still und konnte beschlagen werden, doch der Schmied merkte nach getaner Arbeit, daß der Gaul die neuen Eisen nicht mehr gebrauchen konnte.
Greifen wir noch einige Necknamen von Orten auf, die im *Regnitzgebiet* westlich des Flusses liegen. *„Halbherrn"* werden die *Pommersfeldener* verspottet, vermutlich im Zusammenhang mit dem ortsansässigen Adel und dessen Besitzungen. *„Gangmauerschaißer"* sind die *Thüngfelder* (dicht vor den Toren der Stadt Schlüsselfeld an der Reichen Ebrach), weil sie ihre Notdurft von den Gängen aus verrichteten, die am Haus entlang zur Mistgrube führten. Für *Hausen,* das zu den größten und bedeutendsten Dörfern im Landkreis Forchheim zählt, gilt der Zuname „die *Hirsquackern"*. Früher wurde hier viel Hirse gebaut. Unter Quack versteht man einen kleinen Dickbauch. So sind die Hausener also Leute, die ihren Bauch häufig und gerne mit Hirse

„vollgeschlagen" haben. Sie heißen auch die *„Radieschenbauern"*, weil sie durch ein Versehen des Lagerhauses statt Samen weißer Rüben Radiessamen für Viehfutterzwecke auf die Felder gesät hatten. *„Wetta Bärn"* nennt man in einem dritten Necknamen die von Hausen. Wenn von Hausen her ein Gewitter gegen Buckenhofen oder Forchheim zog, wußte man, daß es Unheil brachte. Die Gegend um *Heroldsbach,* dem durch die Seherkinder weltbekannt gewordenen Dorf, heißt *„Übern Rotschlaf"*- oder *„Roßschlaf".* Bronner erklärt, der Name stamme aus der Franzosenzeit, als man hier das Rosseschleifen sah. Was darunter zu verstehen ist, bleibt unklar. Die Einwohner der mit Heroldsbach baulich zusammengewachsenen Ortschaft *Thurn* müssen sich den Necknamen „die *Schwarzbeerreißer"* gefallen lassen. Sie haben Vorliebe für diese Waldfrucht, die in den umliegenden Wäldern in Menge wächst. Zur Gemeinde Heroldsbach gehört auch das 7 km westlich von Forchheim liegende *Oesdorf,* deren Bewohner scherzweise „die *Krummhörner"* und *„die Refträger"* (Handel mit Meerrettich) heißen. Der Volksmund verballhornt den Ortsnamen des zum Markt Igensdorf zählenden Dorfes *Dachstadt* zu *„Dosack"* und nennt ihre Bürger *„Dossacker".*

In Erich *Strassners* „Fränkischer Volkshumor" finden sich noch weitere Ortsnecknamen aus dem *Obermainland:*

Im **Raume Bayreuth** für

Altenplos („Schubkarrenschieber"); *Aichig* („Schlappohrn"); *Bindlach* („Wiesenpflasterer" – ein Bindlacher riet seinem Nachbarn wegen der alljährlich wiederkehrenden vielen Maulwurfshügel seine Wiese pflastern zu lassen); *Brandholz* („das *Schnurrenviertel"* – sei auf zwei Schnurrbartträger, einem Hutmacher und einem Lehrer, zurückzuführen); *Creez* („Anstraicher"); *Eckersdorf* („Krautstehler"); *Escherlich („Dudelsäck"*-Dorfmusikanten, die mit Dudelsäcken herumspielten); *Euben („Staudnbazer"); Föllmar, Grüngraben („Pechkratzer"); Gossenreuth („Schwammadrücker"* – Pilze als Leibgericht); *Haselhof („Stadn"); Hartmannsreuth („Olbern"); Laineck („Spotznanstreicher"); Mistelgau („Schöppenstedt"* – Karl Baedeker nennt in seinem Handbuch für Reisende 1861 Mistelgau „das fränkische Schilda oder Schöppenstedt"); *Neubau („Hundsverrecker"); Pittersdorf* („Anzünder"); St. Johannis („Arpflbuddler", „Bessler" – zwei früher hier wohnende Brüder, weithin als Räuber bekannt, trugen den Spitznamen „Bessler"); *Weidenberg („Hasenfischer"* – sie angelten in der Warmen Steinach nach einem großen Fisch und der Fang entpuppte sich als toter Hase); *Zettlitz („Häckla"* – waren am Holz der Nachbarorte interessiert).

Im **Raume Kulmbach** für Azendorf („Schrollnklopfer"); Kasendorf (Gebercher"); Kulmbach („Himmelsstürer", „Wolkenstürer"); Neudrossenfeld („Pechkratzer"); Schimmendorf („Habüchä" – Hainbuchene, Grobe); *Willmersreuth („Hügelfüchs"), Windischenhaig („Schäfer").*

Im **Raume Lichtenfels** für Arnstein („Staquatscher"); *Buckendorf („Hannla"); Degendorf („Strohesser"); Giechkrötendorf („Krötenpietscher"); Görau („Frösch"* – man sagt ihnen ein großes Maul nach); *Großziegenfeld („Kukkuck"* – haben keine eigene Schule, und wie der Kuckuck seine Eier in fremde Nester legt, so schicken sie ihre Kinder in die Schule von Kleinziegenfeld); *Hainweiher („Hosn" oder „Has"); Kaspauer („Leitenscheißer", „Schaißteufl"); Klosterlangheim („Stabeißer"* – wegen des steinigen Ackerbodens); *Kösten („Munker"* – nach den Unkenrufen, die von den Altwassern des Mains zu ihnen dringen); *Köttel* („Bettlsäck", *„Schnecken", „Leitenscheißer"); Krappenroth („Eierdüäder" – steigen auf die Bäume, um Vogeleier auszunehmen); Lahm („Mauser"* – kehren nach der Arbeit gerne ins Wirtshaus ein und kommen dann meist spät nach Hause); *Lettenreuth („Blutsaucher"* – sind hinter dem Geld her); *Maineck („Raacher"* sprechen aa für au); *Marktheidenfeld („Lorbser" oder „Lurbser"* – wegen ihres Zäpfchens-r geneckt, *„Luftbeutl"); Mistelfeld („Kühspritzer"* – haben eine Kuh mit einer Handspritze bespritzt); *Meuselsberg („Achhörnla"* – den Bewohnern wird besondere Aktivität nachgesagt); *Neudorf („Krautscheißer", „Schnidhazn" – man hat an der Kirchweih eine Schnitzbank mit Schnitzmesser versteigert); Niesten („Saugrob"); Obersdorf („Hundsaufhänger", „Gründler"); Oberreuth („Lamagrum"); Prügel („Schwengelstutzer" – die Prügeler* mußten den zu langen Schwengel einer neuen Glocke; die nicht anschlug, stutzen); *Stetten („Schrollnhupfer"); Schwürbitz* („Geisterseher", *„Macher", „Ozinder"); Thelitz („Gründler"); Trieb („Schubkarrenschiwer"); Wohnsig („die Schwoum"* – vermutlich Schwaben als Zuwanderer).

Im **Raume Bamberg** für

Altendorf, Schammelsdorf („Boochscheißer"); Breitengüßbach („Bohnastanga", „Boochscheißer"); Bischberg („Juden" – Ansiedlung jüdischer Bewohner); *Bojendorf („Advokadn"* – in Rechtshändeln berühmt-berüchtigt gewesen); *Demmelsdorf („Boochbrunzer"); Eichenhüll („Achhörnla"* – den Bewohnern wird besondere Aktivität zugeschrieben); *Frensdorf („Bären," „Bärentreiber", „Bohnasteckn"), Geisfeld („Strohbeißer"); Hohengüßbach („Stütznscheißer"* – weil man früher hier das Trinkwasser in hohen Holzbutten ins Dorf tragen mußte, *„Salatfresser"); Hohenhäusling, Sassanfahrt, Tütschengereut („Bohnensteckn"); Hirschbrunn („Safnsieder"); Kehlingsdorf („Waldböbl"); Köttensdorf („Die letzten Heiden"* – soll das Gegenteil zu Frömmigkeit ausdrücken); *Köttmannsdorf („Besnbinder"); Kremmeldorf („Neger"* – unerklärbar); *Lohndorf („Halsabschneider", „Blutsäcke"); Lisberg („Ölpumper"* – offensichtlich Ölmühle Anlaß für Namengebung); *Litzendorf („Kehringsklauer"* – entführten die Steine für ihre Kirche aus Pödeldorf, deshalb Kärgn-, Kehringsklauer; *„Bochschaißer"); Ludwag, Rossdorf a. Berg, Tiefenellern („Staabeißer"); Mährenhüll, Seigendorf,* Wattendorf

(*„Struzsaufer“*); *Melkendorf* bei Bamberg (*„Buddla“*); *Memmelsdorf* (*„Struzer“*); *Naisa* (*„Rangersenköpf“* – Rübenbau); *Neudorf* (*„Kalendermacher“*); *Oberköst* (*„Kischwänz“* – man pflanzte einst die Schwänze von verendeten Kühen in einen Acker und hoffte darauf, die Saat aufgehen zu sehen); *Oberhaid* (*„Hosn“, „Bohnastanga“, „Moggela“*); *Pödeldorf* (*„Gagesen“* – weil sie gerne lachen); *Reichmannsdorf* (*„Die Boisn* – Bösen); *Reundorf* (*„Bauernstoffl“*); *Röbersdorf* (*„Eselsschieber“* – die Dorfbewohner haben einen störrischen Esel über die Ebrachbrücke geschoben); *„Roschlaub* (*„Dreksopper* – speckiger Boden); *Sassendorf* (*„Hottenttoten“*); *Schadlos, Weiher* (*„Kukkuck“*); *Scheßlitz* (*„Spruchbeutl“*); *Schneeberg* (*„Leitnrutscher“*); *Schlüsselau* (*„Hungerleider“*); *Stappenbach* (*„Schrollenhupfer“*); *Strullendorf* (*„Gaaßkäs“*); *Schweisdorf* (*„Die Schwaasdorfer Drachn“* – ein Bauer sah ein unbekanntes Tier für einen Drachen an); *Trosdorf* (*„Fulder“* oder *„Stockfulder“* – eine Trosdorfer Maid hatte in Fulda gedient, kam wieder in die Heimat und genas hier eines Knäbleins, die Trosdorfer mußten nicht nur für Mutter und Kind sorgen, auch den Spott umliegender Dörfer hinnehmen); *Wattendorf* (*„Nußknacker“, „Struzsaufer“*), *Würgau* (*„Wörcher Schlappn“* – die früher berüchtige Schlamperei in ihrem Dorf brachte den Würgauern den Spottnamen ein; *„Stabeißer“*); *Zeckendorf* (*„Räscheißer“*); *Zückshut* (*„Lamabatscher“*).

Im **Raume des ehemaligen Landkreises Staffelstein** (heute in den Landkreisen Bamberg und Lichtenfels) *für*

Birkach (*„Hutzeln“*); *Dietersdorf, Niederau* (*„Schrollenhupfer“*); *Döringstadt* (*„Diglkung“* – Tiegelkuchen); *Ebing* (*„Säustecher“, „Zigeuner“*); *Ebensfeld* (*„Boochschöpfer“*); *Frauendorf* (*„Schleaschaißer“*); *Gleußen* (*„Suksäu“*); *Hilkersdorf* (*„Zöllner“* – die Itz bildete einst die Grenze zwischen dem Kurfürstentum Würzburg und Bayern); *Kaider* (*„Staabeißer“*); *Kümmersreuth* (*„Hemadläuter“* – zurückhaltende Art!); *Kümmel* (*„Türken“* – Völkernamen ein Inbegriff der Ferne); *Loffeld, Pferdsfeld* (*„Lamabatscher“*); *Medlitz, Neudorf* (*„Quätschta“*); *Messenfeld* (*„Schnitz“* – gedörrtes Obst); *Neundorf* (*„Kehefela“* – Besonderheit in der Lautgestaltung, die Neundorfer sprechen ein betontes e anstelle eines ä-Käferla, Käferlein); *Rattelsdorf* (*„Igger“* – Nachahmen eines abzustechenden Schweines); *Staffelstein* (*„Seeräuber“* – der Name geht auf ein historisches Ereignis zurück, die Staffelsteiner erhielten ihn i. J. 1961, als das große Baggerseeprojekt nach Staffelstein kam und nicht nach Lichtenfels; *„Windbeutl“*); *Seßlach* (*„Ozinder“*); *Schwabthal* (*„Hustenburgler“ – nach der in ihrem Ort vorhandenen Tuberkuloseheilanstalt*); *Stublang* (*„Mockl“*); *Uetzing* (*„Nüßprügl“* – zahlreiche Nußbäume in der Gegend); *Unterbrunn* (*„Holzkatzn“*).

C

1. Einschlägiges Schrifttum

Bausinger, Hermann: Volkspoesie. Erschienen Neuwied 1967
Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern. München 1865/66
Beitl, Richard: Deutsche Volkskunde. Deutsche Buchgemeinschaft, Berlin 1933
Bronner, Franz Josef: Bayerisch'Land und Volk in Wort und Bild, Teil III; Max Keller Verlag München 1926
Derselbe: Bayerisch'Land und Volk, Teil IV: Das Fichtelgebirge, die Maingaue und die Pfalz. Max Keller Verlag München 1926
Derselbe: Bayerisches Schelmenbüchlein. Verlagsanstalt Jos. C. Huber, Diessen vor München 1911
Derselbe: Die Wolkenstürer. In: „Mein Oberfranken“ Heft 9. Verlag Carl Gießel Bayreuth 1927
Derselbe: Spitznamen oberfränkischer Orte. In „Der Mainbote von Ofr.“ Jahrgang 1912. Verlag H. O. Schulze Lichtenfels
Braun, Hermann, Im Banne der Berge. Schriftenreihe der Volkshochschule Marktredwitz 1975
Dietlein, Ernst: Träumereien und Plaudereien aus Alt-Hof. Herausgegeben von der Stadt Hof 1948
Einsiedel, Friedrich: Die Mohrenwäscher. In „Mein Oberfranken“ Heft 12. Verlag Carl Gießel Bayreuth 1929
Feldrapp, Willi und Knopf, Otto: Frankenwald. Oberfränkische Verlagsanstalt Hof/S. 1973
Fischer, Hans W.: Lachende Heimat. Erschienen bei der Deutschen Buchgemeinschaft Berlin 1933
Frantzen, Peter: Lachendes Deutschland. Humor der deutschen Landschaften. Bildgut-Verlag Essen 1942
Frankenheimat, Beilage zum Bayreuther Tagblatt. Verschiedene Verfasser: Beiträge in Nr. 2/1953; Nr. 4/1957; Nr. 11/1959
von Guttenberg, Franz Karl: Der „Kreißenkerl“ und der „Kasendorfer Schneider“. In: „Der Mainbote von Oberfranken“, Jahrgang 1915 H. O. Schulze Verlag Lichtenfels
Heimatbote, Monatsbeilage der „Fränkischen Presse“. Verschiedene Verfasser: Beiträge in Nr. 2/1952; Nr. 1/1954; Nr. 4/1957; Nr. 12/1959; Nr. 12/1961.
Heimat- und Volkskunde, Beilage der „Bayerischen Rundschau“, Kulmbach Nr. 16/1937, Verfasser unbekannt, Alte Sagen aus Franken
Jann, Hans: Reuther Stücklein. Verlag F. A. Streit, Forchheim 1977
Derselbe: „Härr Vettä und Fraa Boos“. Selbstverlag bei Dr. Jann, Forchheim 1961
Kugler, Konrad und Eschbach, Christian: Unser Oberfranken. H. O. Schulz Verlag Lichtenfels 1953
Kugler, Konrad: Deutsche Kultur auf fränkischer Scholle. Michael Prögel Verlag Ansbach 1934
Kramer, Karl-Sigismund: Volksleben im Hochstift Bamberg und im Fürstentum Coburg. Kommissionsverlag F. Schöningh Würzburg 1967
Knopf, Otto: „Damals“. Oberfränkische Verlagsanstalt Hof/S. 1980
Lang, Paul: Die Münchberger Bärenjagd. In: „Mein Oberfranken“ Heft 8
Malter, Wilhelm: Oberfranken West. Glock und Lutz Verlag Nürnberg 1967

Meier-Gesees, Karl: Bayreuther Land, Heimatbeilage zum Bayreuther Tagblatt. Verschiedene Beiträge in den Jahrgängen 1928, 1929, 1930. Verlag Carl Gießel Bayreuth
Derselbe „Neunerlei Geleck". Gauverlag Bayreuth 1943
Maas, Herbert: Mausgesees und Ochsenschenkel. Verlag Nürnberger Presse Nürnberg 1969
Neidhardt, Julius und Knopf, Otto: Fichtelgebirge. Oberfr. Verlagsanstalt Hof/S. 1974
Radunz, Elisabeth und Konrad: Der Landkreis Lichtenfels. Verlag Meister-Druck Lichtenfels 1966
Dieselben: Der Landkreis Staffelstein. Selbstverlag der Landkreisverwaltung Staffelstein 1971
Reichold, Andreas: Sagen aus Bayerns Nordostgebieten. Hoermann-Verlag Hof/S. 1960
Derselbe: „Hofer Esel". In: „Der Mainbote von Oberfranken", Jahrgang 1926. Verlag H. O. Schulze Lichtenfels 1926.
Regler, Georg: „Die Lainecker Bettelmannsbrater". In: Mein Oberfranken, Heft 12 Verlag Carl Gießel Bayreuth 1929
Scherzer Conrad: Franken Bd. II. Verlag Nürnberger Presse Nürnberg 1959
Schreiber, Willi: Heiterer Frankenwald. Carl Link-Verlag Kronach 1971
Seggel, F. C.: Hummelgauer Heimatbuch. Verlag Lorenz Ellwanger Bayreuth 1963
Seibold, Hans: Sagen aus der Nürnberger Landschaft. Karl Pfeifer Verlag Hersbruck 1955
Sieghardt, August: Lachendes Frankenland. Bayerische Verlagsanstalt Bamberg 1951
Derselbe: Fränkische Schweiz. Glock und Lutz Verlag Nürnberg 1956
Derselbe: Heimatschrift des Fränkischen Schweizvereins, Jahrgang 1929 Nr. 4, hier Ortsneckereien im Unteren Wiesenttal. Wilhelm Stingel Verlag in Ebermannstadt 1929
Stössel, Adam: Die verschobene Kirche. In: „Der Mainbote von Oberfranken" 1928. Verlag H. O. Schulze Lichtenfels 1928
Strassner, Erich: Fränkischer Volkshumor. Kommissionsverlag Degener und Co in Neustadt a. d. Aisch 1979
Wippenbeck, August: Es war einmal. Druck und Verlagsanstalt „Neue Presse" Coburg 1949
Zapf, Ludwig und Reichel, Georg: Der Sagenkreis des Fichtelgebirges. Selbstverlag Georg Reichel Hof/S. 1976

2. Verzeichnis der Orte mit Necknamen

Hinter den Ortsnamen ist in Klammer abgekürzt der Landschaftsraum gesetzt, in welchem die Orte zu finden sind:
Ba = Bamberg, Bt = Bayreuth, Co = Coburg, Eb = Ebermannstadt, Fo = Forchheim, Ho = Hof/Saale, Kro = Kronach, Ku = Kulmbach, Li = Lichtenfels, Mü = Münchberg, Nai = Naila, Peg = Pegnitz, Re = Rehau, Sta = Staffelstein, Stadt = Stadtsteinach, Wu = Wunsiedel

Druck: Buch- und Offsetdruckerei Emil Mühl Bayreuth GmbH